

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Verkaufskonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 87 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Hochspannung im Reichstag.

Drosselungssteuer gegen Arbeitergenossenschaften / Schlaef geflüchtet Abstimmungen erst nach zwei Uhr

Angeordneten Spannung liegt über dem Reichstag, als Präsident Lohé pünktlich 10 Uhr die heutige Sitzung eröffnet. Der Sitzungssaal ist stark gefüllt; besonders bei der sozialdemokratischen Fraktion sind alle Mitglieder anwesend, soweit sie nicht durch Krankheit den Verhandlungen auch heute fernbleiben müssen. Auf der Regierungsbank sitzt anfangs nur Herr Schiele, der Reichsernährungsminister für den Landbund. Es wird behauptet, daß die deutschnationale Gruppe um Herzl, die am Sonnabend nicht mitgestimmt hat, bei den heutigen Abstimmungen für die Regierung votieren wolle. Von der anderen deutschnationalen Gruppe, die am Sonnabend gegen die Regierung gestimmt hat, wollen sich einige Abgeordnete heute der Stimme enthalten. Der christliche Genossenschaftsführer Schlaef vom Zentrum, der in seiner aufsehenerregenden Rede das Kabinett Brüning als das reaktionärste seit der Revolution bezeichnet und am Sonnabend gegen die Regierung gestimmt hatte, hat sich für heute entschuldigen lassen. Offenbar ist ihm auf „Zureden“ seiner Parteifreunde vor der eigenen Courage Angst geworden. Ob die Kommunisten ihre Leute heute vollzählig herangezogen haben, läßt sich bei Beginn der Sitzung noch nicht erkennen.

Auf der Tagesordnung steht die

bestimmte Beratung der Drosselungssteuer.

Sie beginnt mit der Aussprache über das Agrarprogramm. Als Redezeit ist für jede Partei anderthalb Stunden vorgesehen. Die Abstimmungen werden erst nach der Beratung erfolgen.

Abg. Hörnske (Komm.) hält eine halbstündige Rede, die sich aber nur so nebenbei mit dem Agrarprogramm des Kabinetts Brüning beschäftigt, um so mehr aber mit der Sozialdemokratie.

Abg. Hepp (Chr.-nat. Arbeitgem.) einer der Führer des Landbundes tritt für die Vorlage der Regierung ein, und bittet besonders die Mitglieder des bayerischen Bauernbundes, ihre an sich vielleicht berechtigten Bedenken gegen die Biersteuer zurückzustellen.

Abg. Dr. Hilferding (Soz.):

warnen noch einmal die Regierung davon, einen Weg zu gehen, der nicht nur eine Gefahr für die deutsche Volkswirtschaft bedeutet, sondern auch unsere Stellung in der Weltwirtschaft aufs schwerste bedroht. Die Erhöhung der Lebensmittelpreise muß eine Verteuerung der Lebenshaltung verursachen und dadurch eine neue Welle von Lohnforderungen auslösen. So lange die Sozialdemokratie in der Regierung ist, halte sich eine Verständigung zwischen Bauer und Arbeiter angebahnt. Die Ausfuhr hat sich in den letzten Jahren so gesteigert, daß für ein- einviertel Millionen Arbeiter noch Arbeit geschaffen wurde. Zerlegen Sie die bisherige deutsche Handelspolitik, so entziehen Sie Millionen von Arbeitern die Arbeitsmöglichkeit und schädigen damit auch die deutsche Landwirtschaft. (Sehr richtig bei den Soz.)

Die Handelspolitik des Kabinetts Hermann Müller

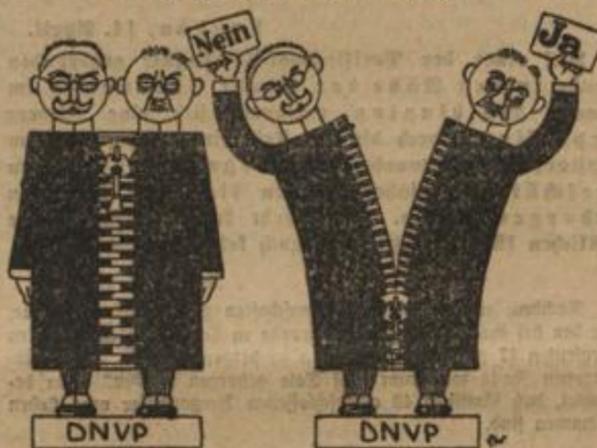
ging von der Voraussetzung aus, daß die Lage der Bauern verbessert werden müsse. Was Sie (nach rechts) jetzt machen, schädigt die Bauern. Bei der Finanzreform haben Sie nicht einmal 70 Millionen für die Arbeiter zahlen wollen; jetzt aber machen Sie eine Finanz- und Agrarpolitik, die die Bauern schädigt, die Brücke zwischen Landwirtschaft und Arbeiterschaft zerschlägt, die deutsche Industrie gefährdet, und auch die Handelspolitik in die schwerste Gefahr bringt und so die gesamte Wirtschaft um viele Hunderte von Millionen schädigt.

Der Redner schließt: Wenn die heutigen Abstimmungen gegen die Regierung ausfallen und damit die Auflösung des Reichstags bringen werden, dann werden wir in den Wahlkampf mit dem Bewußtsein hineingehen, daß die Stärkung der Sozialdemokratischen Partei der wirtschaftlichen Entwicklung diene. Wir werden darüber hinaus den Wahlkampf führen für die Aufrechterhaltung der Demokratie und für die Zukunft des Parlamentarismus! (Lebhafte Beifall bei den Soz.)

Abg. D. Mumm (Chr.-Nat. U. G.): Die internationale wirtschaftspolitische Denkweise Dr. Hilferdings geht vorüber an der Notwendigkeit, der deutschen Bauernschaft das Leben zu erhalten. Das soll mit dem Agrarprogramm der neuen Regierung erreicht werden.

Reichsernährungsminister Schiele tritt den Ausführungen des Abg. Dr. Hilferding entgegen mit dem Hinweis auf den Abstand, in dem sich der Index der Preise für Agrarprodukte von dem viel höheren Industriepreis befindet. Der Sinn des vorliegenden Agrarprogramms liegt gerade darin, einen gesunden Ausgleich zwischen Industrie und Landwirtschaft herbeizuführen.

Deutschnationaler Reißverschluss (Marke Dawes hoch und halb)



Ein bewährtes Abstimmungsmitel, hilft aus allen zwiespältigen Situationen, zum Reichs(tags)patent angemeldet.

Abg. Dr. Hilferding (Soz.)

Wir haben in der Tat eine ernste Agrarkrise. Aus diesem Anlaß hat die vorige Reichsregierung ein Programm vorgelegt, das hier verabschiedet worden ist. Ohne die Auswirkungen abzuwarten, haben Sie (gegen rechts) ein neues Programm vorgelegt, das der Landwirtschaft nichts nützt und der Industrie sehr schadet. Der Ernährungsminister behauptet, eine Erhöhung der Lebensmittelkosten würde nicht eintreten. Entweder werden die Preise erhöht, oder die Maßnahmen, die Sie treffen wollen, nützen nichts. Wenn hier irgendein Antrag gestellt ist, der der Landwirtschaft nützt, so ist es der, den deutschen Bauern billige Futtergerste zu geben. Die Maßnahmen, die Sie hier ergreifen wollen, sind Maßnahmen gegen die häuerliche Wirtschaft und den bäuerlichen Konsumanten und es bleibt dabei, daß sie der Industrie aufs schwerste schaden werden. (Lebhafte Bravo! bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Detscher (Z.): Ich möchte erklären, daß wir weitgehend in der Tendenz mit den Ausführungen Hilferdings über die Gefährdung des Exports übereinstimmen. (Hört, hört!) Trotzdem machen wir diese Agrarvorlage mit und sehen darin keinen Bruch mit unseren Anschauungen. Im Ablauf der großen Entwicklungen treten immer akute Zwischenfälle ein, die berücksichtigt werden müssen. Um den Zwischenfall der Weltagrarkrise handelt es sich jetzt. Die Ermäßigungen sind deshalb auf 31. März nächsten Jahres befristet. Der Wegfall des Getreidefleischs soll erst eintreten, wenn die Beschaffung verbilligten Fleisches eingeleitet ist. Ich möchte noch einmal erklären: Wenn die Regierung kürzt, so können mit dem Artikel 48 die Agrargesetze nicht in Kraft gesetzt werden.

Abg. Remmele (Soz.):

fordert die Befreiung der Konsumgenossenschaften von der Warenhaussteuer. Die sozialdemokratische Fraktion erkennt die Notwendigkeit an, daß die öffentliche Finanzwirtschaft ins Gleichgewicht gebracht wird. Aber die jetzt beschlossene Ausnahmebesteuerung ist eine schwere Verletzung der steuerlichen Gerechtigkeit. Ein Teil des Einzelhandels leidet augenblicklich schwer, aber ihm kann nicht geholfen werden, wenn man die Arbeiter und Angestellten durch eine Ausnahmebesteuerung belastet. Die Arbeiter haben sich in ihren Konsumvereinen zur Selbsthilfe zusammengeschlossen. Ihre Geschäftsanteile haben nicht Kapital, sondern eine soziale Funktion. (Sehr wahr! bei den Soz.)

Die Warenhaussteuer, die die Konsumvereine den privatkapitalistischen Betrieben gleichstellt, bedeutet deshalb einen Angriff auf die Selbsthilfe der minderbemittelten Bevölkerung.

Die Konsumvereine haben nicht einen pfennigzinslosen Kredit erhalten im Gegensatz zu den landwirtschaftlichen Genossenschaften, denen 370 Mill. Mark zugestossen sind. Man kann jetzt zwar die Arbeiter nicht mehr so unterdrücken wie früher, aber jetzt will man dafür ihre Konsumvereine aufs schwerste schädigen. Um das zu verhindern, erlaube ich Sie, dem Antrag der Sozial-

demokraten auf Befreiung der Konsumgenossenschaften von der Warenhaussteuer anzunehmen. (Lebhafte Beifall bei den Soz.)

Reichsfinanzminister Moldenhauer:

Ich richte an Sie das Ersuchen, den eben vorgelegten Antrag abzulehnen. Es ist durchaus nicht die Absicht der Steuervorlagen, irgendwie die Entwicklung der Konsumvereine zu schädigen (stürmische Zurufe links!), sondern durch die Steuer sollen gleichmäßig alle größeren Betriebe, ob sie nun auf genossenschaftlicher oder privatkapitalistischer Grundlage ruhen, getroffen werden. Von einer Sondersteuer kann ernstlich nicht die Rede sein (stürmische Zurufe links!). Die Konsumvereine sind schon begünstigt dadurch, daß sie keine Körperschaftsteuer vom Umsatz zahlen. Die größere Leistungsfähigkeit rechtfertigt eine stärkere Heranziehung.

Abg. Ende (Komm.): Das Programm der Regierung ist der Gewalttätigkeit einer Scharsmacherregierung und die Rede Moldenhauers beweist es. Der frühere Aufsichtsrat der D. G. Farben begründet die Sondersteuer damit, daß die Konsumvereine leistungsfähig seien. Wir fragen ihn, ist die D. G. Farben nicht leistungsfähig? Es ist schamlos, daß diese Raubsteuer gegen Arbeiterorganisationen von einem Vertreter großkapitalistischer Organisationen vertreten wird. (Stöße des Präsidenten, stürmische Zurufe der Kommunisten.)

Dr. Herß (Soz.):

Wir haben vor einigen Tagen Anträgen an den Reichsfinanzminister gerichtet, die zur Klärung von zwei Teilbeständen dienen sollen. Erstens ob der Finanzminister es für richtig hält, einen Steuerfuß von 50 bis 60 Proz. des Reinertrages auch gegenüber der Privatwirtschaft durchzuführen, zweitens ob und wann die Reichsregierung Gelegenheit vorliegt, durch die völlige die Großbetriebe der Industrie solcher Ausnahme-gesetzgebung unterworfen werden. Ich möchte den Reichsfinanzminister bitten, auch wenn ihm die Antwort auf diese Fragen nicht gerade angenehm ist, doch angesichts der Beunruhigung, die ein Sondergesetz überall heraufzurufen muß, der Öffentlichkeit mitzuteilen, ob die Reichsregierung

auf dem Wege der Sondergesetze gegen unbequeme Wirtschaftsunternehmen

fortfahren will oder nicht. Er hat bestritten, daß das Gesetz dem Zwecke dienen soll, die Konsumvereinsbewegung zu hemmen. Nehmen wir an, daß die Absicht der Drosselung dem Gesetz nicht innewohnt, dann bleibt für die Zustimmung zu dem Antrag der Wirtschaftspartei keine andere Erklärung als die völlige Unkenntnis über die Wirkungen dieses Gesetzes. Es trifft Großunternehmungen, die bisher Preisregulatoren waren und vorzugsweise mit Lebensmitteln handeln, bei denen die Gewinnspanne klein und unbedeutend ist. Wenn die Konsumgenossenschaften nicht instande sind, diese Last ohne Preis-erhöhungen zu tragen, so wird auch der Kleinhandel mit Preis-erhöhungen nachfolgen. Der Minister hat auf die Körperschaftssteuerfreiheit verwiesen. Ich hätte einen solchen Gedankengang nicht für möglich gehalten. Die Gesetzgebung hat bisher alle Genossenschaften aus der Körperschaftssteuer herausgenommen, weil man sich überzeugt hat, daß die Genossenschaften keinen Gewerbesteuer darstellen.

Abg. Herß erklärt zum Schluß: Wenn diese von Ihnen beschlossene Maßnahme durchgeführt, dann wird sie zweifellos nicht nur starke wirtschaftliche Wirkungen haben, sie muß auch ungünstige Wirkungen ethischer Art auslösen. Ich bezweifle, daß die Absicht der Antragsteller, nämlich die Abdrosselung einer unbequemen Konkurrenz, in Erfüllung gehen wird. Denn das eine dürfen Sie als sicher ansehen:

genau so wie die Warenhaussteuer vor zwei Jahrzehnten einen Aufschwung der Warenhäuser eingeleitet hat, wird auch die Wirkung dieser Ausnahmebesteuerung jetzt bei den Konsumgenossenschaften sein.

Aus dieser Ausnahmegesetzgebung wird noch mehr als bisher bei der arbeitenden Bevölkerung die Erkenntnis wachsen, daß in ihrer Selbsthilfe eine ungewöhnlich große Kraft ruht, daß sie angewendet werden muß im Kampfe gegen diese Regierung, aber auch gegen jene Kreise, die ihr diese Sondersteuer auferlegt haben. Darum sagen wir: Wenn Sie dieses Gesetz annehmen, dann wird das Wort sich erfüllen, das der Abg. Schlaef vor einigen Tagen hier gesprochen hat, daß eine Regierung, die nach zwölf Jahren neuer Zeit zu einer Ausnahmegesetzgebung gegen die Konsumgenossenschaften greift, die reaktionärste Regierung ist, die wir jeidem gehabt haben. (Stürmischer Beifall bei den Soz.)

(Bei Schluß des Vortrags ergreift der Abg. Grotemohl (Soz.) das Wort.)

Neue Hausfuchung bei den Schiebern.

Noch immer kein Haftbefehl gegen Busch.

Nach den zahlreichen Hausfuchungen, die in der Affäre Busch in den letzten zwei Wochen stattgefunden haben, wurde am gestrigen Sonntag eine neue Hausfuchung bei einem Freunde Buschs vorgenommen. Es ist an fast allen Stellen außerordentlich umfangreiches und wohlgeordnetes auch wichtiges Material beschlagnahmt worden, doch wird im Interesse der weiteren Untersuchung vorläufig über die Namen der Betroffenen und über die Art der ausgefundenen Schriftstücke und Aufzeichnungen von den Behörden noch stillschweigend bewahrt, um so mehr als es sicher ist, daß in der nächsten Zeit diese Affäre, die im Auftrage der Staatsanwaltschaft vor sich geht, noch weitere Maßnahmen zeitigen wird.

Die von Staatsanwaltschaftsrat Dr. Weihenberg in dieser Angelegenheit eingeleiteten Ermittlungsverfahren betreffen außer dem früheren Stadtrat Busch den Kaufmann Hiller und eine Reihe anderer Personen, die in den ominösen Grundstücksgeheimnissen der Stadt Berlin tätig waren. Bisher ist in dieser Affäre jedoch noch immer kein Haftbefehl erlassen worden. Die Staatsanwaltschaft will erst noch die im Laufe der kommenden Tage stattfindenden Vernehmungen abwarten. Die bisherigen Verfahren sind auf Grund des Verdachts der Beamtenbestechung eingeleitet worden.

Bilderraub Madrid—Berlin.

Kostbare Rembrandt-Radierungen in Berlin.

In der Abteilung „Bellas Artes“ der Nationalbibliothek in Madrid wurden in einem Schreibtisch zwei große Mappen aufbewahrt die eine große Zahl berühmter und wertvoller Radierungen und Stiche enthielten. Bei der Prüfung im April 1928 wurden die Mappen noch unversehrt vorgefunden, am 14. September 1929 jedoch mußte man feststellen, daß sie samt Inhalt von einem unbekanntem Diebe entwendet worden waren.

Die Bemühungen der Madrider Kriminalpolizei, den Täter ausfindig zu machen, blieben zunächst ergebnislos, obwohl ein internationales Ausschreiben auf den Diebstahl hingewiesen hatte. Zu Anfang dieses Jahres tauchte in Madrid bei den Behörden der Verdacht auf, daß die Radierungen und Stiche nach Deutschland gebracht worden seien und Ende März wurde das Berliner Polizeipräsidium direkt in Kenntnis gesetzt. Kriminalkommissar Thomas und die Beamten der Dienststelle B. 3 forschten nun bei Hochleuten nach und kamen zu einem überraschenden Ergebnis. Es meldete sich ein großer Kunsthandwerker aus dem Westen der Stadt und teilte mit, daß ein erheblicher Teil der als gestohlen ausgeschriebenen Kunstwerke sich in seinem Besitz befände. Im Sommer vorigen Jahres war schriftlich ein Mann, der sich Bibliothekar Antonio Lopez aus Madrid nannte, an die Firma herangetreten mit dem Angebot, eine Sammlung kostbarer Stiche und Radierungen für ihn zu verkaufen. Die Berliner Firma schöpfte keinen Verdacht, erklärte sich bereit, die Stiche zu übernehmen und erhielt nach und nach aus Madrid 250 Stück zugesandt, also bedeutend mehr, als man in der Nationalbibliothek vermisse. Als Vorschußzahlung wurden dem Antonio Lopez bereit, über 40 000 M. überwiesen und demnächst plante die Kunsthandlung, die Stiche als Sammlung auf den Markt zu bringen. Zu allem Ueberflus hat Lopez noch weitere 250 Stiche in Aussicht gestellt. Die Kunstblätter haben einen durchschnittlichen Wert von 500 bis 5000 M. Es befinden sich darunter 57 Radierungen von Rembrandt (Abraham und Isaac, das Hundertguldenblatt, die Kreuzabnahme, die Grablegung, die Bömensucht, das Reitergefecht und der Mann mit der Goldwaage). Ausgefunden sind weiter fünf Stiche von Albrecht Dürer: Der Ritter, der Tod und der Teufel, das Wappen des Todes und der heilige Hieronymus in seiner Zelle. Ferner fünf Stiche von Lucas von Leyden: Adam und Eva, der heilige Franziskus von Assisi und der heilige Hieronymus. Aus Madrid wurde der Diebstahl von 67 Kunstwerken gemeldet, wobei die anderen stammen, weiß man noch nicht.

Ebenfalls läßt sich von hier aus feststellen, ob der angebliche Antonio Lopez tatsächlich Bibliothekar ist und auf welche Weise er in den Besitz der Sammlung gekommen ist. Nach Abschluß der Berliner Nachforschungen wurden am letzten Sonntag die Behörden in Madrid in Kenntnis gesetzt, die Antwort von dort steht noch aus.

Berhaftungen wegen Bombenlegens.

Zwei Wertvolkste in Verdacht.

Hiel, 14. April. (Eigenbericht.)

Bei der Verfolgung zur Aufklärung der versuchten Bombenattentate in Oldesloe und Neumünster gelang es der Kriminalpolizei von Kiel aus eine Spur zu finden, die nach Hamburg führte. Der Verdacht gegen die verfolgten Personen verdichtete sich schließlich soweit, daß nunmehr die Verhaftung des Sattlers Koch in Rahlstedt und des Chemikers Hellmann in Hamburg erfolgen konnte. Die beiden Verhafteten sind Wehrwohlmittglieder. Es ist nicht ausgeschlossen, daß im Zusammenhang mit den erfolgten Verhaftungen weitere Festnahmen folgen werden.

Altona, 14. April.

Das Polizeipräsidium Altona teilt mit: Nach längeren Vorbereitungen ist es der Polizei gelungen, die Sprengstoffanschläge vom 15. März 1930 auf das Stadthaus von Oldesloe und das Finanzamt in Neumünster aufzuklären. Es ist festgestellt worden, daß Angehörige des Wehrwohls an der Herstellung der Sprengkörper und der Ausführung der Attentate beteiligt waren. In einer Hamburger Wohnung sind die Sprengladungen zusammengefaßt und dann mittels Kraftwagen an den Tatort gebracht worden. Vier Beteiligte, und zwar der Chemiker Dr. Hellmann, der Sattlermeister Paul Koch, der Kaufmann Ross Müller und der Kaufmann von Wiltonow-Milendorf sind bereits festgenommen und werden zur Zeit einem eingehenden Verhör unterzogen. Der durch das Beweismaterial festgestellte Tatbestand ist durch ein Geständnis bereits erhärtet worden. Die weiteren Ermittlungen dauern an.

Kofffront gegen Hafenkreuz.

Schlägereien und Verhaftungen am gestrigen Sonntag.

Der gestrige Sonntagnachmittag stand in den nördlichen und östlichen Bezirken der Stadt infolge eines Propagandamarsches der Nationalsozialisten durch diese Stadtteile im Zeichen politischer Zwischenfälle.

Die Kommunisten versuchten immer wieder den Zug selbst oder einzelne Nationalsozialisten anzugreifen, so daß die Polizei an vielen

Siebenfacher Frauenmörder.

Er warf seine Opfer in die Trinkwasserbrunnen.

Paris, 14. April. (Eigenbericht.)

Ein furchtbares Verbrechen wurde in der Stadt Marrakech in Marokko aufgedeckt. Vor einigen Tagen hatten Passanten Hilfe suchend aus der Tiefe eines Brunnens gehört, aus dem sie dann eine durch Messerstiche schwer verwundete Frau retten konnten. Sie berichtete, von einem Araber überfallen, ausgeraubt und in den Brunnen geworfen zu sein. Auf Grund der genauen Personenbeschreibung des Opfers gelang es, den Täter, einen Kriegsverletzten, dem zwei Finger fehlen, ausfindig zu machen. Der Araber gestand im Kreuzverhör, im Laufe der letzten drei Jahre nicht weniger als sieben Frauen ums Leben gebracht zu haben. Die vorletzte Tat lag erst um einige Wochen zurück. Tatsächlich hat man in den letzten drei Jahren sieben Frauenleichen in den verschiedensten Brunnen innerhalb der Stadtmauern von Marokko (Marrakech) gefunden, ohne daß bisher der Täter ausfindig gemacht werden konnte.

Wieder Sonntag der Selbstmorde.

16 Selbstmorde und 10 Selbstmordversuche.

Die Selbstmörderkurve ist in den letzten beiden Tagen weiter in erschreckendem Maße gestiegen. Sechzehn Selbstmorde und zehn Selbstmordversuche verzeichnet der Polizeibericht abermals vom Sonnabend bis zum Sonntag.

Die 65jährige Frau Beria Kluge wurde in der Küche ihrer Wohnung in der Schönstraße in Weissenhof durch Gas vergiftet tot aufgefunden. Ebenfalls durch Gas vergiftete sich der 65jährige Hermann H. aus der Gartenstraße. Wegen jahrelanger Krankheit

erhängte sich die 66jährige Witwe Auguste Lange aus der Paul-Singer-Straße 75. Weiter suchten den Tod durch Gas der 47jährige Arbeiter Karl Borwert aus der Fehrbelliner Straße 32; die 23jährige Verkäuferin Frieda Stankos aus der Kalkreuthstraße 1; der 51jährige Adolf Wegener aus der Großen Frankfurter Straße 75 und die 35jährige Frau Ella Ramawischer aus der Behrer Straße 48. Drei Lebensmüde wurden erhängt aufgefunden. Wegen Nervenkrankheit erhängte sich in ihrer Wohnung Brunnenstraße 115 die 41jährige Frau Margarete Krause. Auf seinem Gumbelgrundstück in der Seeferstraße erhängte sich der 62jährige Arbeiter Viktor Wirth und in der Wohnung seiner Eltern in der Elbinger Straße der 19jährige Wilhelm Jabel. Der 68jährige Kaufmann Paul Gantke aus der Neuen Friedrichstraße 48 nahm Veronal zu sich. Er starb bald nach seiner Aufnahme im Krankenhaus am Friedrichshain. Der 21jährige Arbeiter P. Marisching stürzte sich aus dem vierten Stockwerk des Hauses Remer Straße 10 auf den asphaltierten Hof hinab. Er war sofort tot. Auf der Bornstrasse Berlin-Straußberg am Kilometerstein 6 wurde die schrecklich zerstückelte Leiche eines jungen Mannes gefunden. Nach den polizeilichen Ermittlungen liegt zweifellos Selbstmord vor. Es handelt sich um den 25jährigen Arbeiter Helmuth Gottmann aus der Reichsstraße 16. Am Morgen des Grunewaldforstes entdeckten Spaziergänger die Leiche eines etwa 35jährigen bessergekleideten Mannes. Neben dem Selbstmörder lag eine Wehrlospistole, aus der er sich eine Kugel in den Kopf geschossen hatte. Die Nachforschungen der Polizei nach den Personalien des Toten sind bisher erfolglos geblieben. Aus dem Humboldthafen wurde die Leiche des 20jährigen Josef Holenburger, der arbeits- und wohnungslos war, gelandet. Von der Schillingbrücke sprang ein etwa 25jähriger Mann in die Spree und ertrank. Alle Rettungsversuche blieben erfolglos.

Gruben fressen Menschen.

22 Grubenopfer in USA. — Fünf in Deutschland.

London, 11. April.

Auf einer der Pacific-Coal-Compagnie gehörenden Grube in der Nähe der Stadt Carbonado im Staate Washington ereignete sich eine schwere Explosion, durch die ein Teil eines Schachtes zum Einsturz gebracht wurde. 22 Bergarbeiter wurden verschüttet. Bisher konnten siebzehn Leichen geborgen werden. Es besteht keine Hoffnung, die restlichen fünf Verschütteten noch lebend zu bergen.

New York, 14. April.

Nachdem es den Rettungsmannschaften gestern gelungen war, von den bei der Schlagwetterkatastrophe in Carbonado verschütteten Bergleuten 17 nur noch als Leichen zu bergen, konnten in der vergangenen Nacht wiederum fünf Tote geborgen werden. Man befürchtet, daß sämtliche 40 eingeschlossenen Bergarbeiter ums Leben gekommen sind.

Die Kohlengrube Carbonado liegt im nordamerikanischen Staate Washington in der Nähe der Stadt Tacoma. Es ist für amerikanische Verhältnisse bezeichnend, daß durch die rapide Entwicklung der Industrie Tacoma von 300 Einwohnern im Jahre 1875 in fünf Jahrzehnten zu einer Großstadt von weit über hunderttausend Einwohnern anwuchs. Wie oft in Amerika, lassen die Sicherheitseinrichtungen namentlich in den Bergwerken sehr zu wünschen übrig. Eine Untersuchung ist eingeleitet.

Reddinghausen, 14. April.

Im unterirdischen Betrieb der Zeche Reddinghausen I in Reddinghausen-Süd brach infolge von Gesteinsfluten ein Stollen zusammen. Hierbei wurden zwei Bergleute auf der Stelle getötet, ein weiterer Bergmann schwer und ein vierter leicht verletzt. Der Schwerverletzte starb auf dem Transport zum Krankenhaus, so daß drei Tote zu beklagen sind.

Auf dem in Herten-Langenscheidt gelegenen Schacht III/IV der Zeche „Schloß und Eisen“ getretet zur gleichen Zeit ein Bergmann unter herabfallende Gesteinsmassen und war sofort tot. Auf dem Schacht I/II der gleichen Zeche in Disteln kam ein Bergmann dadurch zu Tode, daß er in einem Fahrstollen einem Zuge ausweichen wollte und dabei mit dem Kopf an die Starkstromleitung stieß. Die beiden letztgenannten Bergleute waren verheiratet.

Krankentransportflugzeug abgestürzt.

Ein Toter. — Vier Kranke schwer verletzt.

Stockholm, 14. April.

Ein schweres Unglück ereignete sich Sonntag nachmittag in den Stockholmer Schären in der Nähe der Insel Dalarna. Dort stürzte

ein Krankentransportflugzeug des Roten Kreuzes mit fünf Insassen ab und zerfiel. Der Bootskonstrukteur Ingenieur Björn wurde getötet und der Kranke, ein Bruder des Getöteten, schwer verletzt. Die übrigen drei Insassen kamen mit leichteren Verletzungen davon. Die Ursache des Unglücks ist noch nicht bekannt.

Der unheimliche „Falke“

Die Beobachtungen eines Maschinisten.

Hamburg, 14. April.

Im „Falke“-Prozess wird heute zunächst der zweite Maschinist H. H. ausgerechnet. Er soll zunächst über die Vorgänge bis Blanquilla ausfragen. Dann soll der Verteidigung Gelegenheit geboten werden, Fragen zu stellen.

H. H. beginnt: Am 26. Juni wurde ich als zweiter Ingenieur angenommen, konnte aber über das Schiff nichts weiter erfahren, als daß es der Firma Preussag gehörte und in Danzig Ladung nehmen sollte. — Seine weiteren Aussagen decken sich mit den Aussagen der früheren Zeugen. Auf der Fahrt verlief alles normal, bis die Passagiere sich bewaffneten. Das war am 24. Juli. Die Mannschaft schöpfte Verdacht, wurde jedoch mit der Erklärung beruhigt, es sei der südamerikanische Nationalfeiertag, der auch an Bord festlich begangen werden sollte. Im allgemeinen konnte der Zeuge sich um die Vorgänge an Bord nicht kümmern, denn seine Arbeit an der Maschine nahm ihn voll in Anspruch. In Blanquilla betrachtete H. H. die Reise eigentlich als beendet, zumal der „Falke“ hier vor Anker ging. Die Tatsache, daß ein Gesandener auf das Schiff gebracht wurde, stimmte ihn jetzt sehr nachdenklich. Bei Regropoint erfolgte dann die Bewaffnung eines großen Trupps Einheimischer, von denen sehr viele an Bord blieben.

Jetzt empfand er die Zustände an Bord als „unheimlich“.

glaubte aber immer noch nicht an ernste Gefahr. Der Kohlenorraut erschien ihm nicht zu viel, weil die Verproviantierung für eine sechzigstündige Reise ausreichen mußte. Der Schoner, der bei Blanquilla längsfeils kam, hätte die gesamte Munitionsladung übernehmen können. Dr. Alsborg: Hatten Sie den Eindruck, als wenn Kapitän Jippitt seine Pflichten als Kapitän vernachlässigt hätte? Zeuge: Das eigentlich nicht. — Wegen des Munitionstransportes erklärte der Zeuge, nach seiner Erfahrung vermüde in solchen Fällen die Mannschaft wohl meist das Richtige, wählte aber nie etwas Bestimmtes. Hier schied jeder Verdacht eines untreuen Unternehmens aus, weil der Reeder Preussag ausdrücklich versichert, es handle sich um eine ganz reelle und erlaubte Sache. Seiner Meinung nach hatte nur Preussag über den „Falke“ zu bestimmen und der Mannschaft gegenüber alle Verpflichtungen der Reederei zu tragen.

Am fragt der Vorsitzende nach den Ereignissen vor Cumana. H. H. hatte Maschinenwache; als er an Deck kam, fehlten gerade die Boote mit den Verwundeten zurück.

Spanienfahrt des „Zeppelin“ verschoben.

Friedrichshafen, 14. April.

Wegen der außerordentlichen Verschlechterung der allgemeinen Wetterlage ist der Aufstieg des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ zu der Spanienfahrt zunächst verschoben worden. Die nächste Nachricht wird Dienstag mittag gegeben.

Pandit Nehru verhaftet.

Allahabad, 14. April.

Der Präsident des Indischen Nationalkongresses, Pandit Jawaharlal Nehru, ist wegen Verletzung des Gesetzes über die Salzsteuer verhaftet worden.

Polen Beitritt zur Genfer Zollkonvention. Polen hat die Genfer Zollkonvention (Verzicht auf Kündigung der bestehenden Handelsverträge für die Dauer eines Jahres, Verhandlungszwang bei autonomen Zollserhöhungen, Programm weiterer internationaler Wirtschaftsverhandlungen) unmittelbar vor der am 15. April ablaufenden Unterzeichnungsfrist unterzeichnet.

Berliner Bezirksparteitag.

Kein Ausnahmerecht gegen Berlin. — Für den Arbeitslosenschutz.

Am zweiten Tage des Bezirksparteitages der Berliner Sozialdemokratie sprach zunächst Reichstagsabgeordneter Aufhäuser über das Thema

„Erwerbslosennot und Arbeitszeit“.

Es sei kein Zufall gewesen, so führte der Referent aus, daß die Regierung Müller an der Arbeitslosenfrage scheiterte: Die Stellung der bürgerlichen Parteien, und in ihnen besonders der Volkspartei, war das Halbesignal für die sozialdemokratische Reichstagsfraktion auf dem Wege, den sie gemeinsam mit den anderen Parteien in der Koalition machte. Die Gegenseite erstrebte eine Herabsetzung der Steuern, gleichzeitig die Verminderung der Soziallast und des Reallohnes. So wollte man die Lasten aus dem verlorenen Kriege verteilen. Das heißt, für die Volkspartei ging es darum: welches Ausmaß soll der Profit haben und wie gering muß dementsprechend der Lohn sein? Die ganze gegenwärtige politische Krise ist nur auf diesem ökonomischen Untergrund zu sehen.

Nur die Volkspartei begann bereits Ende 1928 mit dem Angriff. Damals war es das staatliche Schlichtungswesen, das von der nordwestlichen Eisen Gruppe angegriffen wurde mit dem Ziel, den Einfluß des Staates auf die Lohnfestlegung zu brechen. Im Frühjahr 1929 ging man dazu über, den großen

lohnpolitischen Einfluß der Arbeitslosenversicherung

durch einen Abbau der Versicherung selbst einzubüßeln. Wenn beides nicht gelungen ist, so ist das dem Kampf der freigewerkschaftlichen Arbeiterkraft zu verdanken, die mit aller Energie für den Schutz ihrer Grundrechte eintrat. Allerdings ging der Kampf um die Arbeitslosenversicherung weiter, und jede Auseinandersetzung über eine Sanierung der Finanzen war gleichzeitig ein Kampf um die Arbeitslosenversicherung.

Aufhäuser zog eine Parallele zwischen den Kämpfen im Frühjahr 1920, wo es beim Kapp-Putsch um die Staatsform und um die Verfassung ging, und den Kämpfen im Frühjahr 1929 und im Jahre 1930, die den sozialen Inhalt der Republik zum Objekt hatten. Diesmal blies der Reichsarbeitsminister Bissell stark, und zur größten Enttäuschung der Bürgerlichen ging die Koalition in die Brüche. Für die Sozialdemokratie wäre eine Reform der Reichsfinanzen unerträglich gewesen, die auf der einen Seite den Sozialetat abgebaut, auf der anderen Seite aber beispielsweise den Wehretat um mehr als 600 Millionen erhöht hätte. Wenn heute demokratische Blätter der Sozialdemokratie den Vorwurf der Fahnenflucht aus der Regierung machen, so haben wir zu erklären, daß uns nach den Beschlüssen des Mannheimer Parteitag der Volkspartei der reine Klassenkampfstandpunkt lieber ist als die Art von Vermittlerpolitik, die sich in Mannheim präsentierte. Die Sozialdemokratie war bereit, eine Regelung der Reichsfinanzen vorzunehmen, sie konnte aber von den berechtigten Ansprüchen auf eine vernünftige Sozialpolitik nicht abgehen.

Jetzt geht das Kabinett Brüning mit einem Defizit von 70 Millionen Mark ins neue Geschäft, ohne die Arbeitslosenversicherung zu sanieren zu haben.

Die Absicht dieser „reaktionärsten aller Regierungen“ geht offenbar dahin, die Arbeitslosenversicherung in Rot kommen zu lassen, so daß sich die Schulden häufen, um dann mit einem Leistungsabbau die Versicherung zu „sanieren“. Das ist ein solches Vorgehen der entschlossensten Kampfwille der Arbeiterschaft entgegensteht, bedarf keiner besonderen Betonung. Um so stärker wollen wir aber zum Ausdruck bringen, daß wir Staatspolitik nicht nur der Staatsform wegen treiben, sondern daß der soziale Inhalt der Republik uns mindestens ebenso wichtig ist. Dieselben Leute, die noch vor drei Wochen den Erwerbslosen das Wenige zum Leben vorzuentziehen, bewilligen jetzt hunderte von Millionen der Landwirtschafft. Das ist wirklich unsozial, auch wenn Herr Brüning, der frühere Vorsitzende der christlichen Gewerkschaften, diese Politik macht.

Aufhäuser ging dann kurz auf die Frage der Arbeitslosigkeit überhaupt ein, zeigte, wie die bürgerlichen Parteien dadurch, daß sie den Verhandlungen im Haag und der Verabschiedung des Young-Planes die größten Schwierigkeiten bereiteten, ein Ingangkommen der Wirtschaft hinausjagerten, erinnerte an die Sperrung der Auslandskredite, die eine Lahmlegung der Bauwirtschaft und damit der Nebenindustrien zur Folge hatte, und zeigte, wie die Kapitalnot eigentlich nur künstlich ist, weil hinter ihr ein absichtlicher Besinnismus steht, der immer dann gezeigt wird, wenn neue Steuern geholt werden sollen.

Nachdem der Referent die Wirkungen der Rationalisierung auf den Arbeitsmarkt skizziert hatte, formulierte er die Forderungen der Sozialdemokratie dahin, daß wir

nicht nur eine Güter-, sondern daneben auch eine Menschenökonomie treiben

müßten. Das heißt mit anderen Worten: wir brauchen eine vernünftige Arbeitszeitverkürzung, eine anpassende Lohnpolitik, ein weitgehendes Arbeitsschutzgesetz und eine Arbeitslosenversicherung, die gesund ist. Der Kampf um diese Forderungen wird nicht leicht sein; er muß auf internationaler Basis geführt werden. Wenn heute der Berliner Bezirksparteitag diesen Kampf an die gesamte deutsche Partei und an die sozialistische Internationale erhebt, dann wird er nicht ungehört verhallen. (Stürmischer Beifall.)

Nach kurzer zustimmender Diskussion, in der die Genossen Schröder, Salzmann, Heinig, Weide und Fabianke sprachen, schloß der Bezirksparteitag unter Zurückstellung aller zum Referat vorliegenden Anträge folgende

Entschlüsse:

Der odenländische Bezirksparteitag der SPD. Groß-Berlin vom 12. April billigt die Haltung der Reichstagsfraktion, die mit der Ablehnung des Kompromißentwurfes Brüning zur Arbeitslosenversicherung einen schweren Angriff auf die Lebenshaltung der Arbeiterschaft erfolgreich zurückgewiesen hat. Der von der Gegenseite gewollte Abbau der Leistungen der Arbeitslosenversicherung hätte die Gefahr des Lohnbruchs der in Beschäftigung befindlichen Arbeiter und Angestellten außerordentlich vergrößert. Der Bezirksparteitag erwartet von der Reichstagsfraktion, daß sie gemäß der Willensbetonung des Magdaburger Parteitag mit aller Kraft für die Aufrechterhaltung der Unterstützungsleistungen der Arbeitslosenversicherung und der Darlehnspolitik des Reiches kämpfen wird.

Der Bezirksparteitag protestiert gegen die von der Regierung Brüning-Schleier geplante Verschärfung von Hunderten von Millionen aus Reichsmitteln an die Landwirtschaft und die gegen die Verbraucherstaaten gerichtete Agrarpolitik, die durch Verschärfung des bisherigen Handelsvertragsystems und massive Preissteigerung des Erwerbslosen in unerträglicher Weise vermehren müßte.

Angesichts der Tatsache, daß durch die fortschreitende Rationalisierung Hunderttausende von arbeitsfähigen Proletariern erwerbslos geworden sind, ohne daß durch die entsprechende Erhöhung der Löhne und Senkung der Preise eine ausreichende Konsummöglichkeit geschaffen worden wäre, fordert der Bezirksparteitag eine Kontrolle der Monopolbetriebe und der Preisgestaltung.

Um die Arbeiterklasse von den unerträglich gewordenen nachteiligen Folgen der Rationalisierung und Technisierung und zugleich vor gesundheitlichen Gefahren zu schützen, ist eine den gesteigerten Arbeitsleistungen entsprechende Verkürzung der Arbeitszeit dringendstes Gebot. Das Arbeitsschutzgesetz, dessen Entwurf die Ausnahme vom Achtstundentag zur Regel macht, bedarf einer grundlegenden Verbesserung und zusammen mit der Rationalisierung des Beschäftigten Abstimmens der beschleunigten Verabschiedung durch die gesetzgebenden Körperschaften. Die katastrophalen Wirkungen der Rationalisierungsmaßnahmen sind für die organisierte Arbeiterschaft das Signal, über die 48-Stunden-Woche hinaus die Kräfte zum Kampfe für eine weitgehende Verkürzung der Arbeitszeit zu sammeln. Die deutsche Arbeiterklasse ist sich bewußt, daß eine wirksame Aktion zum Ausgleich von Rationalisierung und Arbeitszeit von den international verbundenen Kräften des Proletariats getragen werden muß. Wie es vor vierzig Jahren auf dem Pariser Kongress geschehen ist, so gilt es heute in erhöhtem Maße, über die sozialistische

Internationale die Arbeiter aller Länder zum Kampfe um das gleiche Ziel zu vereinigen.

Reichstagsabgeordneter Crispian wandte sich in der Diskussion gegen die Behauptung der „Reisen Fahne“, daß von der Reichstagsfraktion bei der entscheidenden Abstimmung am Sonnabend Abstimmänderungen vorgenommen worden seien. Für die Abstimmung am Montag sei Vorsorge getroffen, daß nur schwere Krankheit eines Abgeordneten ein ausreißender Entschuldigungsgrund sei.

Am dem nun folgenden Referat des Landtagsabgeordneten Bürgermeisters Paul Hirsch über

„Die Verwaltungsreform der Stadt Berlin“

zeigte der Referent, wie der jahrzehntelange Kampf der Sozialdemokratie im Berliner Rathaus schließlich unter tatkräftiger Mitwirkung von Sozialdemokraten zu der Schaffung von Groß-Berlin führte. Hirsch bedauerte, daß vor der Einbringung des Gesetzesentwurfes, der eine Neuorganisation von Berlin vorsieht, die Sachbearbeiter sich nicht mit den Parteien in Verbindung gesetzt haben. Es lag kein zwingender Grund vor, die Vorlage so überrettet einzubringen. Tatsächlich ist damit auch nur unsern Begnern Material geliefert worden. Der Ausschuss von Groß-Berlin, der seit 1920 trotz ständiger Kräfte ungewissheit festzustellen ist, sollte doch schließlich Beweis genug für die Güte des Gesetzes Groß-Berlin und der Berliner Verwaltung sein. Selbstverständlich verurteilen wir Mißstände, die sich gezeigt haben und wir verkennen auch weiter durchaus nicht, daß sich bei der Anwendung des Gesetzes Groß-Berlin aus dem Jahre 1920 gewisse Schwierigkeiten ergeben haben. Das rechtfertigt aber durchaus nicht, die

Riesstadt Berlin jetzt unter Ausnahmerecht

zu stellen. Der Referent erläuterte im einzelnen den vorliegenden Gesetzesentwurf, zeigte seine Fehler und Schwächen sowie die Rückwirkungen auf das kommunale und soziale Leben der Stadt und kam zu dem Ergebnis, daß der Gesetzesentwurf, so wie er ist, unter allen Umständen abzulehnen sei. Es liege durchaus kein Anlaß vor, der Berliner Verwaltung weniger Rechte einzuräumen, als man der kleinsten Provinzstadt geben will. Die Verabschiedung einer Verwaltungsreform für Berlin hat durchaus Zeit bis zur Erledigung der allgemeinen Verwaltungsreform, die in absehbarer Zeit sowieso kommt. Der vorliegende Gesetzesentwurf zeigt überall Mißtrauen gegen Berlins Bürgerchaft, er schalte vor allem die ehrenamtliche Mitwirkung der Bürgerchaft an der Verwaltung aus, fördere dadurch einen ungesunden lebensfremden Bürokratismus und bedeute, im ganzen gesehen, eine Abkehr von dem herkömmlichen deutschen Selbstverwaltungsgedanken. Wenn die sozialdemokratische Landtagsfraktion davon überzeugt wird, daß die gesamte Berliner Partei den Entwurf ablehnt, so wird es doch noch möglich sein, ihn so lange zurückzustellen, bis das allgemeine Selbstverwaltungsrecht verabschiedet wird.

Auf eine Diskussion wurde angesichts der erschöpfenden Ausführungen des Referenten verzichtet; einstimmige Annahme (und nachfolgende Entschlüsse):

Der Bezirksparteitag protestiert gegen den von der preussischen Regierung unter Ausschaltung der kommunalen und politischen Instanzen Berlins unter dem Titel eines Selbstverwaltungsgesetzes für die Stadt Berlin vorgelegten Gesetzesentwurf.

Eine Neuorganisation der kommunalen Gestaltung der Stadt Berlin ist nur gleichzeitig mit der in Aussicht genommenen allgemeinen Gemeindeverwaltung möglich.

Auch unabhängig hiervon kann der Entwurf keine Grundlage für eine gedeihliche kommunale Arbeit abgeben, da er dem Gedanken der Selbstverwaltung widerspricht, die ehrenamtliche Mitwirkung der Bevölkerung und die Kontrolle durch die Öffentlichkeit verhängnisvoll einengt, die Allmacht des Oberbürgermeisters festlegt und die staatliche Aufsicht unerträglich erweitert.

Der Bezirksparteitag verlangt deshalb die Ablehnung des Gesetzesentwurfes.

Der Vorsitzende Franz Künstler dankte den Delegierten für die aufmerksame Mitarbeit; schwere Kämpfe ständen der Berliner Arbeiterschaft bevor; daß die Partei bereit ist, wird die Lustgarten-Demonstration am 1. Mai zeigen. Ein Hoch auf die Partei schloß den Bezirksparteitag.

Bezirkskonferenz in Frankfurt.

Frankfurt a. M., 14. April. (Eigenbericht.)

Auf dem Bezirksparteitag der Sozialdemokratie Hessen-Nassau in Hanau hielt Reichstagsabgeordneter Paul Herx eine Rede, in der er Umänderungen in unserem Steuersystem für unvernünftig erklärte. Wir leben in einer kapitalistischen Umwelt, in der Deutschland mit dem Ausland konkurrenzfähig bleiben muß. Vor uns steht die Aufgabe, das Wirtschaftswesen zur Blüte zu bringen und Millionen von Arbeitslosen wieder in den Produktionsprozeß einzugliedern. Genosse Herx rechnet in absehbarer Zeit mit Neuwahlen und fordert, daß Partei und Gewerkschaften die Massen der Bevölkerung um sich scharen, damit die politische Wendung im Reich eine neue Ära des Aufstiegs und des Fortschritts der Partei einleite.

Der Parteitag beschloß mit großer Mehrheit, daß die Bestellung von Parlamentskandidaten nur durch Delegiertenversammlungen und Unterbezirkskonferenzen stattfinden habe. Damit fällt die bisher in Frankfurt übliche Wahl durch die Mitglieder.

Sozialistischer Stichwahltag. Radikale heißen zweimal der französischen Reaktion

Paris, 14. April. (Eigenbericht.)

In drei französischen Wahlkreisen fanden am Sonntag Stichwahlen für die Kammer statt. In St. Girons wurde der sozialistische Kandidat Mazaud mit 7586 Stimmen gewählt. In den beiden anderen Wahlkreisen in Gannion und Guingau ging entgegen den Erwartungen der reaktionäre Kandidat als Sieger hervor.

Die Niederlage der Linken ist nur so zu erklären, daß die Radikalen zum Teil für die Rechte stimmten. Das wiederum scheint auf die Vorgänge bei der vor 14 Tagen erfolgten Stichwahl in Bergerac zurückzuführen zu sein, wo Sozialisten im Radikale sich über ihre Haltung im zweiten Wahlgang nicht einigten.

Klassenfeind Kleingärtner.

Arbeiter zu Kulaken erklärt und kollektivisiert.

Charkow, 14. April.

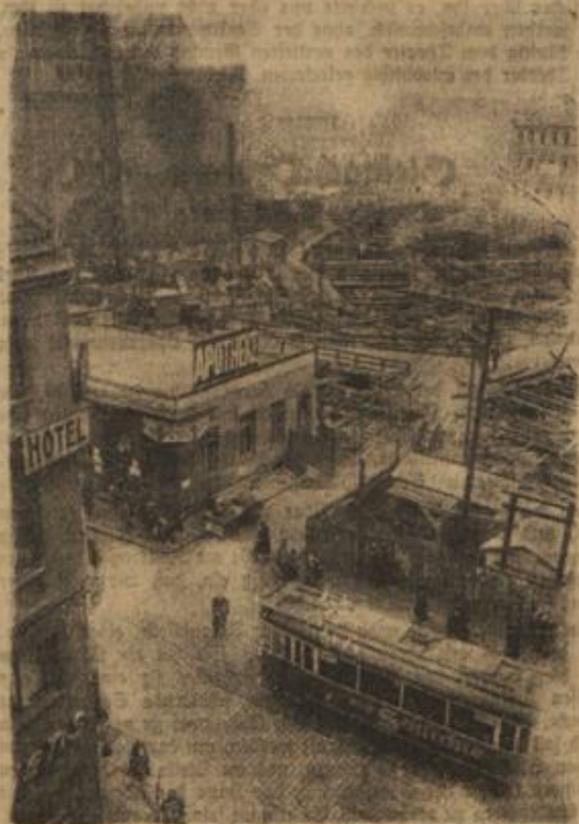
Zwölf Arbeiter der Farbenfabrik „Roter Stern“ sind als „Kulaken“ erklärt worden, was ihre Ausschließung aus dem Betriebe zur Folge hat. Ihre „Verfehlungen“ bestanden darin, daß sie über die Nahrungsmittelnot sich beklagt hatten, Schrebergärten gepachtet hatten und zum Teil auch „kulakische“ Bauern zu Vätern bzw. Schwiegervätern haben.

Ferner ist in der Fabrikfiedlung Dergatschi bei Charkow 1600 Arbeitern vorgeschrieben worden, ihre Kleingärtnerparzellen zur Errichtung einer Kollektivwirtschaft zur Verfügung zu stellen. Im Fall einer Weigerung, mit der indessen wohl kaum zu rechnen ist, drohen diesen Siedlern die bekannten Maßnahmen zur „Liquidierung der Kulaken als Klasse“, das heißt Einziehung der Landparzellen und, wenn die Sowjetbehörden das für nötig halten, auch Ausweisung.

Die Städte erhalten kein Fleisch.

Moskau, 14. April.

Die Fleischversorgung gestaltet sich immer schwieriger. Aus der Provinz wird gemeldet, daß die Sowjetbehörden und in manchen Fällen sogar die Parteioptionen nicht nur die staatlichen Fleischbereitstellungen behindern, sondern auch das bereits angelaufene Vieh verschleudern. Im Bezirk Petropawlowsk haben die Sowjetbehörden die Fleischbereitstellungen sogar vollständig unterbunden. Die Pläne für die Versorgung der Industriezentren mit Fleisch sind infolgedessen im Januar, Februar und März nicht durchgeführt worden. Die Sowjetblätter weisen mit Entschiedenheit darauf hin, daß die für die zentralisierte Versorgung vorgesehenen Fleischvorräte in der Provinz für lokale Zwecke verwendet werden. Dadurch werde der Plan der Fleischbereitstellungen und die Versorgung der Industriegebiete gefährdet.



Der Alexanderplatz während des Umbaus

Der Alexanderplatz ist kaum wiederzuerkennen. Eine Kirche, die früher hinter Häusern verborgen war, ist plötzlich an den Platz gerückt. Rechts davon sieht man die Baugrube der nach dem Osten führenden U-Bahn.

Sehe in der Berufsschule.

Handgemenge zwischen Rektor und Kommunisten.

Man schreibt uns:

Der „Schulstreik“ in den Reutöliner Gemeindefschulen, der von den kommunistischen Drahtziehern inszeniert war, lenkt die Aufmerksamkeit auf ein anderes kommunistisches Betätigungsfeld: Die Berufsschulen. Die verhegten Berufsschüler, die größtenteils der verbotenen, aber im geheimen bestehenden Antifaschistischen Jungen Garde und den neu aufgejagten Sturmtruppen angehören, zwingen durch Drohungen und Anwendung von Gewalt die nichtkommunistischen Berufsschüler, die gerade vorgeschriebenen kommunistischen Aktionen mitzumachen. Solche Vorkommnisse haben sich in letzter Zeit ereignet in der Frankenschule in Berlin-Schöneberg, wo es zu einem Handgemenge zwischen einem kommunistischen Arbeiter und dem Rektor der Berufsschule kam; in der Schule am Mariendorfer Weg wurde versucht, einen Streik der Berufsschüler zu organisieren, der aber schon in der ersten Stunde seiner Dauer durch das Eingreifen der Lehrer kläglich scheiterte. Die Berufsschule in der Lange-Strasse am Schlesischen Bahnhof ist schon seit längerer Zeit eine kommunistische Hochburg, wo ernste Zusammenstöße nur durch die Besonnenheit der Lehrer und der nichtkommunistischen Schülerschaft verhindert wurden. Neuerdings führen die kommunistischen Schüler ihr Theater auch in der Schule in der Marktstrasse in Lichtenberg auf, wo sogar Delegierte zur revolutionären Gewerkschaftskonferenz gewählt wurden.

Andere Großstädte, besonders die des oberschlesischen Industriegebietes, teilen ähnliche Vorkommnisse mit. Man kann aus dieser Häufung der Fälle und aus ihrer Behandlung in der kommunistischen Presse ohne weiteres schließen, daß es sich dabei um planmäßige Arbeit der kommunistischen Jugend und ihrer Hintermänner handelt, die sich auch bald auf die anderen Berufsschulen ausdehnen wird. Die Presse der kommunistischen Jugend benutzt das Eingreifen der Lehrer gegen das kommunistische Treiben natürlich dazu, in ein hysterisches Geschrei über die Terrormaßnahmen der sozialfaschistischen Lehrerschaft gegen revolutionäre Tendenzen auszubringen und zum Kampf gegen die „Brügel- und Terrormaßnahmen“ in den Berufsschulen aufzufordern. Es ist die Frage, ob sich die Schulbehörden das Treiben der Kommunisten in den Berufs- und Fortbildungsschulen weiter gefallen lassen können, oder ob es im Interesse der geordneten Durchführung des Schulbetriebes nicht angebracht wäre, gegen die randolierenden Kommunisten mit schärferen Mitteln vorzugehen.

Reutölns neues Jugendheim.

Magistrat hat die Mehrkosten bereits bewilligt.

Die große Zahl jugendlicher im Verwaltungsbezirk Reutöln, die fast ausschließlich Arbeiter der werktätigen minderbemittelten Bevölkerung angehören, läßt die Schaffung weiterer städtischer Jugendheime dringend notwendig erscheinen. Das Bezirksamt Reutöln hat in Berücksichtigung dieses besonderen Bedürfnisses und im Interesse der Förderung der Jugendpflege sich entschlossen, ein ehemaliges Fabrikgebäude in der Zietzenstraße 58 zu einem Jugendheim auszubauen.

Hierfür wurden bereits im Haushaltsplan 1929 13.500 M. eingestellt und verausgabt. Während der Bauarbeiten stellte sich jedoch heraus, daß an den Kosten des auszubauenden Fabrikgebäudes noch erhebliche Reparaturen vorgenommen werden müssen, die 5400 M. Kosten beanspruchen. Außerdem müssen auf Anweisung der Baupolizei einige alte Gebäude (Schuppen und Abortanlagen) entfernt werden, was weitere 2100 M. Kosten verursacht. Für diese Aufwendungen und den Ausbau von zwei Garderobenanlagen sind nach Prüfung der Hochbaudeputation insgesamt 8433 M. Mehrkosten nachzubewilligen.

Der Bezirk Reutöln besitzt mit dem nunmehr zur Errichtung gelangenden Heim Zietzenstraße 58 dann 9 Jugendheime. Der vom Bezirksamt Reutöln beantragten Bewilligung von 8433 M. Mehrkosten aus gemeinsamen Vorbehaltsmitteln hat der Magistrat zugestimmt. Er bittet deshalb in einer Vorlage, die Stadtkonferenzversammlung möge sich mit der Bewilligung des Betrages einverstanden erklären.

Kindheit und Armut.

Das noch immer nicht genügend berücksichtigte Gebiet der Kinderfürsorge wurde von der Wienerin Prof. Dr. Charlotte Bühler in einem Vortrag im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur im Bürgeraal des Rathauses aufgeworfen. Die hochinteressanten Ausführungen der Rednerin zielten darauf hin, bei der Fürsorge, vor allem die psychologischen wissenschaftlichen Hilfsmittel anzuwenden, wenn die Gesellschaft dem Fürsorgekind gegenüber ihre Pflichten erfüllen will. Ein reiches Studienmaterial aus Wiener Verhältnissen stand der Vortragenden zur Verfügung; je mehr sie jedoch daraus schöpfte, um so mehr entfaltete sich der Mangel einer wirklichen ethischen Fürsorge, wie die Rednerin sie forderte.

Vor allem steht die Frage offen: Anstalts- oder Familienpflege? Untersuchungen haben bewiesen, daß das Kind schon im frühesten Lebensalter verschieden je nach der Einstellung des Pflegers reagiert; eine persönliche Hingabe und Liebe zum Kind ist doppelt wertvolle Effektreaktionen aus als die Versuche unter den gleichen Bedingungen, die aber ohne Anteilnahme erfolgen. Diese psychologischen Urgründe wären noch weiter erforscht. Die Rednerin erklärt dies damit, daß das Kleinkind schon bei seiner ersten Bewußtseinsentfaltung bestrebt ist, sich mit seiner Umwelt auseinanderzusetzen. Diese spezifische Lebensstruktur zu studieren muß die Aufgabe der psychologischen Fürsorge sein. Umgekehrt wirkt auch das Verhalten des Kindes sich auf den umgebenden Kreis aus, so daß es nicht das Verschulden des Kindes ist, wenn das Adoptivkind nicht mit der Pflegemutter harmonisiert, ihren Willensinstinkten nicht entgegenkommen kann. Das Armeinkind hängt vielmehr in seinem Lebenserfolg von seiner Umgebung ab wie das reiche Kind, das alle erzieherischen und pädagogischen Erfordernisse zur Verfügung hat. Das reiche Kind hat bereits eine Vorgabe auf weite Strecken seines Lebens zum Erfolg mitgebracht. Trotzdem war die Rednerin dafür, einer guten Familienpflege der Anstaltspflege vorzuziehen, weil meist die persönliche, lieb- und freudbetonte Bindung um Pflegen fehlt. Ihre Forderung lautet: ein gesund- und reiches Kind, dem die Natur nicht alle Mittel versagt hat, die Umgebung zu gewinnen, sollte nicht in Anstaltsverwahrung, sondern in eine richtig ausgewählte Pflege kommen.

Ein Querschnitt durch den Berliner Elst im Rundfunk. Im Programm der aktuellen Abteilung spricht am Montag, dem 14. April, um 16.05 Uhr, Landtagsabgeordneter Genosse Dr. Richard Bohmann, in seiner Eigenschaft als Presschef der Stadt Berlin über das Thema: „Wo bleiben unsere Steuern? Ein Querschnitt durch den Esot der Reichshauptstadt.“

Theater und Konzert.

Meyerhold-Gastspiel.

Crommelweg

Bestes Gastspielstück der Russen ist: „Der gewaltige Hahnrei.“ Crommelweg ist Flame, aufgewachsen auf dem Großen Platz von Brüssel, dort, wo Egmont und Horn geköpft wurden, dort, wo Sommer und Winter der herrlichste Blumenmarkt gehalten wird, dort, wo das Rathaus und die ältesten Wirtschaftler stehen. Das fette, süßliche Gurenschick, das hier verzapft wird, schmeckt besonders gut und es steigt besonders wild in den Schädel, wenn es, heiß getocht wie Punch, durch die Kehle rinnt. Als Verhaeren, der unsterbliche Hymnendichter, noch seine Knochen beisammen hatte und den Nahrungsmittel nicht zu fürchten brauchte, populisierte er auch hier mit seinen Freunden, in einer Kneipe, die der Familie Crommelweg gehört. Denn die Crommelwegs waren seit Geschlechtern Bierwirte und Theaterkünstler. Ferdinand Crommelweg, der Jüngste aus der Familie, braucht nicht zu erfinden. Er dichtet, indem er sich erinnert. Das Volk, aus dem er einige Tragikompiere herausholte, häßelte ihn, da er noch ein Kuitps war. Mancher wickelte sich den Bierseifen vom Munde, auch manche üppige, hochhufige, rotwangige Frauensperson, bevor er ihm einen Ruh auf die Lippen schmalzte. Crommelweg schmeckte dieses breit- hüftige, strohende Volk, bevor er es begriff. Und dieser Hahnrei, dies Ungeheuer der Verdammnis und Eheverrücktheit, ist ein Tragikompiere aus der Crommelwegischen Kasse, in deren Utern auch heute noch ein Schuß hitzigen Spanierblutes siedet. Er ist dem Tollhaus und der ewigen Weisheit zugleich so nahe, wie es nur ein ganzer Keel sein kann. Crommelwegs Hahnrei ist ein nationaler Flanierstyp, launstromm in der Rücksicht, ein Teufel in der Befessenheit, ein Genießer und gleichzeitig ein Grübler, der den märchenhaftesten Unsinn spinnst, sobald er den Verstand verliert.

Die Tragikomödie dieses Flaniers, der sein Hahnreikum lieber in alle vier Winde hinausstreut, als daß er sich duckmäuerig vertriebt, wird von Meyerholds Russen gespielt. Crommelweg nimmt seinen Hahnrei bombastisch, und Meyerhold bespöttelt ihn steptisch. Er sagt seinen Künstlern: „Spielt das Stück vom Hahnrei, der das treueste Weib in die Untreue und sich selber in die scheußlichste Väterlichkeit hineinpeitscht, so, als ob es sich nicht um eine Tragikomödie, sondern nur um eine Karnesalposse handelt!“ Crommelweg will eine Moral erzielen, Meyerhold einen Zug ohne Sinn. Deshalb spielt er das Stück mit Burjelbaumkrobuten und nicht mit Charakterspielern.

Im Hintergrund der Bühne steht ein Gerüst mit zwei steilen Seitentritten und von der Gerüstmitte läuft nach einer Kutschbahn zur Erde, auf der die Akrobaten zur Tiefe rollen oder schidern. Oben im Gerüstwinkel die Tür zum Schlafzimmer, unten eine Drehtür, durch die jeder hineingewirbelt wird, der die Bühne betritt. Körperlich wird famos geturnt, doch es fehlt die Seelengymnastik, es mangelt der Schalkspearsche Pomp der Herzensmarier, mit der Crommelweg seinen Hahnrei quälen will. In der Front des Gerüsts treiben zwei knirschende Räder, die das Durcheinander des Eiferüchtigen symbolisieren. Crommelweg wünscht, daß Gottes Mühlen den zwischen Glauben und Angst zerrissenen Hahnrei innerlicher zermahlen. Crommelweg stellt keine tragische Farce auf das Wort, Meyerhold auf den Hatuspotus der Zirkusturnerei. Crommelweg gibt dem Eiferüchtigen, der das ganze Dorf des verbotenen Beischlafs mit seinem Weibe beizichtigt, mit Tränen in den Augen recht. Meyerhold will beweisen, wie lächerlich es wirkt, wenn die Weiber mit ihrem Leib nicht anfangen dürfen, was ihnen gefällt. Es entsteht das große Mißverständnis zwischen dem flämischen Dichter und dem russischen Regisseur.

Meyerholds gemandester Schauspielerakrobat Igor Jijinsky, der schon in Dittrowks Stück den träumerischen Clown gab, bleibt seinen vorgängigen Dressentricks treu. Auch das übrige Künstlerpersonal bietet keine Überraschungen mehr. Nur Frau Sinalda Reich zeigt sich verwandlungsfähiger als man dachte. Der virtuose Unterton ihres Solodamentals ist zwar auch diesmal hörbar, genau so wie im Dittrowkschen Stück, aber sie empfindet mehr als die übrigen. Es sträubt sich ihr pietätvolles Temperament gegen das rein spielerische Manegen- und Revolutionsbrot, das der interessante Theoretiker und Praktiker Meyerhold von Roskau nach Berlin brachte. Sein letztes Probestück beehrte uns noch ausführlicher über ihn, es beehrte uns aber nicht unbedingt zu ihm. Wir werden wahrscheinlich, ohne der Sentimentalität zu verfallen, auch künftig dem Theater des vertieften Gemüts treuer bleiben als dem Theater der ausbändig geloderten Gliedmaßen.

Max Hochdorf.

Steinach-Operette.

Deutsches Volkstheater.

„Wenn ich noch einmal jung wär“... heißt diese uraufgeführte Posse. Text von Benno Gustavi, Musik von Karl Kitzky. Ueber die Musik läßt sich streiten. Man trifft zwar gute, alte Bekannte, aber im ganzen Großen klingt sie dem Ohre unangenehm. Und mehr will man ja von einer Operettenmusik nicht fordern.

Der Text jedoch, der Text, also die Handlung der Operette, ist, wie soll ich sagen, wie Dörrgemüse, gemischt mit Himbeereis. Und das Ganze gepfeifert mit Berliner Schnoddrigkeit. Dörrgemüse: Affenbrüdererziehungsmethode, längst im Dunkel der Vergessenheit versunken; Himbeereis: Schmalz, Sentimentalität, Wehmut, Kitsch.

Das wären die Tatsachen. Aber wir sind nicht ganz frei von Kitsch und wenn — wie in diesem Falle — die Zutaten richtig permengt sind, packt es uns doch irgendwie am Kacktragen und beim Fortgehen geföhren wir uns widerwillig ein, daß wir recht guter Laune sind und uns amüsiert haben.

Ein alter Geheimrat wird von seiner Jugendliebe, einer Kertzin, noch immer — wie ehemals — geliebt. Sie hat ein Sonatorium und hier werden den Bedürftigen Abendessen fix eingeseht, aus Greisen Jünglinge und alten Dämchen schlürende Schmetterlinge gemacht. Ihre Sehnsucht oder ihr, den Geheimrat zu verführen. Ein Wald soll von der Stadt angekauft werden, um darin Affenzucht im großen Stille betreiben zu können, und an Stelle des verheirateten Ministers kommt der Geheimrat in das Haus der Kertzin, um mit den Stadtvätern zu verhandeln. Er erkennt seine Jugendliebe wieder. Die Assistentin der „Frau Professor“ redet ihm zu, sich verführen zu lassen. Er lehnt ab, unterbricht jedoch die Sitzung, da er vom Wege ermüdet ist, um sich auszuruhen, und schläft ein. Im Traume sieht er sich verjüngt und erlebt eine zweite Jugend, in der das fähle Hirn dem heißen Herzen abermals unterliegt. Das etwa ist der Kern der Handlung. Natürlich zieht sich auch ein Liebesfaden durchs Ganze, gesponnen vom Reffen der Kertzin und Träufeln Zulu Schwingbein, einer kleinen Gymnastiklehrerin.

Von den Darstellern sind zu erwähnen: Pia von Hoeben, Eise Böttcher, Walter Slegat, Paul Westermeyer, Franz Feilz und die reizende Irma Godau.

Dem Regisseur Gustav Charlé gebührt Anerkennung. Alexander von Sacher-Masoch.

Werbezirk-Gastspiel.

Friedmann-Frederich: „Meyers sel. Witwe.“

Fritz Friedmann-Frederich hatte sich für sein kleines Theater Giesela Werbezirk engagiert, die Schauspielerin, an der alles möglich ist, die Figur, der Mund und der gesunde Humor, und sich damit auf alle Fälle einen Erfolg versprochen. Es kam nur darauf an, ein passendes Stück zu finden. Herr Direktor Friedmann-Frederich durchforschte gründlich die Literatur der letzten Jahrzehnte und hielt ein Werk für am geeignetsten, das er selbst vor über 20 Jahren geschrieben hatte: „Meyers.“ Das Stück illustriert die Besessenenheiten, daß Hochmut vor dem Fall kommt und daß in rauher Schale manchmal ein edler Kern steckt, und erweist sich auch sonst als eine Sorte von Schwanf, mit dem man heutzutage keinen Hund hinterm Ofen vorlockt. Vielleicht hat Friedmann-Frederich nur zeigen wollen, daß die Kunst der Werbezirk auch in den banalsten und dümmsten Stücken wirkt. Sobald sie auftritt, verliert jede Mißstimmung, entsteht Leben auf der Bühne, ist der Kontakt da, erschütternd Lachsalven das Haus. Es ist eine derbe Komik, die sie verzapft, ein gemühter Humor, der aus unerschöpflicher Quelle strömt und auch zu Herzen geht. Neben ihr bilden die übrigen Darsteller nur Stoffage, wenn sie auch noch so gute Figuren machen, wie etwa Annemarie Steinleed als hochmütige Freifrau oder Rudolf Klein-Rhodens als verträglichter Baron. Nur einer fällt auf und zwar sehr unangenehm: Hans Herrmann-Schaufu. Seine laute, ausdringliche Manier, komische Wirkungen um jeden Preis herauszuföheln, ist bitterste Proovinz und fällt auf die Nerven. Ernst Degner.

Rantaten-Konzert.

Großes Schauspielhaus.

Das zweite Sonderkonzert des Gaus Berlin des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes, diesmal vom 8. Bezirk durchgeführt, enthielt eine Rantate für Gemischten Chor, Tenorsolo und Orchester von Robert Kahn, „Befreiung“, und einen Jklus für Männerchor, Alt- und Baritone solo und Orchester, „Kampf und Ziel“, von Wilhelm Knöchel. Die beiden Werke sind die denkbar größten Gegensätze und erhöhten so das Interesse der Zuhörer um so mehr. Kahn ist der Sattelfestere, wenigstens in der Zuhörerbehandlung, der Abgeföhrierte, der in schöner Abrundung seine fünf Dichtertexte vertont. Aber er fußt fest auf Brahms, geht nicht sehr aus sich heraus und hat eigentlich gar keinen Komplexion. Es ist für ihn bezeichnend, daß das meitaus Beste der „Auf der Gärten“ ist, das in seiner Stimmensfortschreibung und ochehrten Untermalung das Rasterbeispiel eines behaglichen, irischen Spazierganges darstellt. Es war eine schöne Weibstunde ohne jede leidenschaftliche Erregung oder Tendenz. Ganz anders Wilhelm Knöchel, auch abgesehen von seinen dichterischen Unterlagen, die noch Kampf und Sieg schreien. Er bleibt matt und unsicher, wo es sich um rein Dichterisches handelt, wo er als absoluter Musiker zu Worte kommt. Sobald aber die Tendenz ihn packt, sprudelt es in allen Stimmen und Instrumenten vulkanisch, da bleibt er Sieger. Im Stil ist er nicht allzu wählerisch, bald opernhaltig, bald rantatenmäßig, auch in der Orchestrierung gibt es neben Großem lähn Aufgebauem manche kleine Kuriosität. Aber es ist tiefstes inneres Erleben, das etwa vom zweiten Drittel des Werkes in einer einzigen gewaltigen Welle zur Höhe führt. Und wenn Robert Kahn am Schluß für freundschaftlichen Beifall sich bedanken konnte, so war es nach dem orkanartigen Enthusiasmus nach Knöchels Tonbildung wohl in aller Sinn, daß Reichstagspräsident Lbbe dem Meister seine persönlichen Glückwünsche darbrachte. Die „Befreiung“ wurde von Dr. Zander klar und umsichtig geleitet, „Kampf und Ziel“ von Knöchel selbst mit höchster Energie durchgeführt. Die Chöre waren bis auf eine etwas nachlässige Textbehandlung vorzüglich einstudiert, daß Berliner Sinfonieorchester gab sein Bestes. Von den Solisten ragte der schnell zu den Prominenten aufgerückte Baritonist Fred Drissen auf einamer Höhe. Aber auch die absolut tüchtige Altistin Agnes Leubach und der warmblütige, intelligente Tenor Karl Erich Dhlhaw mit seiner schönen, in der Höhe noch nicht ganz freien Stimme trugen wesentlich zum Gelingen der Matinee bei. H. M.

Der Londoner Bergner-Film verfrachtet.

Der Regisseur Paul Czinner wollte einen Film „Melo“ mit Elisabeth Bergner in London drehen und hatte dafür eine Anzahl deutscher Schauspieler engagiert. Nachdem diese sich längere Zeit in London aufgehalten hatten, mußten sie jetzt unerwarteter Sache und ohne einen Pfennig Gage erhalten zu haben, nach Deutschland zurückkehren.

Ein Walfisch-Museum für London. Der neue Ausrottungs-feldzug der englischen Gesellschaften in den Südpolgewässern hat den Walfisch unwirksam auch für London museumreif gemacht. Das naturwissenschaftliche Museum vermag die von den Fang-gesellschaften eingebrachten besonderen Arten nicht mehr zu beherbergen. Die Regierung hat 10.000 Pfund gestiftet, um ein eigenes Gebäude für die Walfische zu schaffen.

Münchhausen bekommt ein Museum. In Bodenwerder an der Weser sollen im Geburtshaus des Hieronymus von Münchhausen einige Räume zu einem Museum ausgestattet werden. Von Privatmählern, die nach Erinnerungsgegenstände an Münchhausen besitzen, darunter die ersten Niederdrüsten seiner Föheln, die bekanntlich in England zuerst gedruckt wurden, sind solche dem Museum zur Verfügung gestellt worden.

Offromows „Wald“, das vom russischen Gastspiel aufgeführt wird, ist in der deutschen Uebersetzung von August Scholz im Verlag von R. Lohndorff erschienen. Die Vergleichen des Originals mit der Bearbeitung ergibt neuziehende Veränderungen.

Michel Fingelsen zeigt vom 18. April bis 10. Mai Bilder und Studien von seiner spanischen Reise in der Reuen Kunsthandlung, Rastelbeststraße 11.

Museum für Naturkunde, Invalidentstr. 43. Ein gemalderhändler und ungeschicklicher Vortrag findet statt am 16. 30 Uhr, aber „Eitern-läuforgie im Reiche der Fröhche“ (Dr. Hhl). Die Schau-malungen sind jetzt Sonntags nicht mehr von 12-16, sondern von 10-14 Uhr geöffnet.

Dem Berliner Universitäts-Professor Alexander Brödnert ist der Literaturpreis der Stadt Lodz zuerkannt worden. Seine Beschichte der polnischen Literatur ist die Beste die wir besitzen.

Vater, warst du im Krieg?

Was sollen wir unseren Kindern vom Kriege sagen?

Es ist das Jahr 1930. Der Vater ist vierzig Jahre alt, sein Sohn elf. Es ist ein sonniger Nachmittags, und der Junge läuft ungeduldig in der Stube umher.

Der Vater: Wohin willst du?
Der Sohn: Vater, wir sind unser hier von der Klasse und wollen hinaus auf die Wiese, weil es so schönes Wetter ist. Darf ich mit?

Der Vater: Was wollt ihr dort machen?
Der Sohn: Das ist nämlich so: Wir haben heute vom Krieg gelernt... von dem großen Krieg... der vier Jahre lang gedauert hat. (Mechanisch.) Der Weltkrieg hat gedauert... gedauert von... 1914 bis... 1918. Und wir Deutschen haben ihn verloren, und die Franzosen und die Engländer haben gesiegt. Und jetzt wollen wir Weltkrieg spielen, weil uns das Indianerspiel schon zu langweilig ist, und ich und der Müller sind die Deutschen, und die andern zwei sind die Franzosen und Engländer. Aber ich und der Müller werden ihnen schon zeigen. Wir verhalten sie grün und blau. Und dann nehmen wir sie gefangen und erschließen sie. Der Müller hat nämlich einen Kapselrevolver. Und mit dem wird er sie totschießen.

Der Vater: Junge, hör mal zu: Warum willst du die andern verhaften? Was haben sie dir getan?

Der Sohn: Gehten haben sie mir nichts. Aber sie sind doch die Feinde?

Der Vater: Warum sind sie deine Feinde?

Der Sohn: Weil sie doch die Franzosen und Engländer sind.

Der Vater: Sie sind doch deine Schulfreunde.

Der Sohn: Ja, Vater, du verstehst mich nicht. In Wirklichkeit sind es ja gar keine Franzosen und Engländer. Wir spielen doch bloß Krieg. Und da sind sie eben unsere Feinde.

Der Vater: Ihr seid dumm. Sie sind ja gar nicht eure Feinde.

Der Sohn: Aber sie sind doch die Engländer und Franzosen?!

Der Vater: Die Engländer und Franzosen sind nicht eure Feinde.

Der Sohn: Aber sie waren es doch. Wir haben es in der Schule gelernt.

Der Vater: Warum sollen sie unsere Feinde gewesen sein?

Der Sohn: Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß wir Deutschen gegen sie gekämpft haben. Und du, Vater, hast doch auch gegen sie gekämpft. Warum hast du das getan, wenn sie nicht deine Feinde waren?

Der Vater: Ich weiß es nicht.

Der Sohn: Wenn man etwas tut, so weiß man doch auch, warum man es tut?

Der Vater: Weißt du es?

Der Sohn: Natürlich weiß ich es. Weil... weil...
Der Vater: Hat dich einer von deinen Kameraden beleidigt oder bestohlen?

Der Sohn: Nein, in Wirklichkeit sind wir die besten Freunde. Aber Kriegspielen ist so schön.

Der Vater: Siehst du: In Wirklichkeit waren die Engländer und Franzosen unsere besten Freunde. Und sie wurden nur deshalb unsere Feinde, weil wir Freude am Kriegsspiel hatten. Aber das Kriegsspiel war gar nicht so schön, als wir uns es vorstellten.

Der Sohn: Das sagst du nur, weil wir Deutschen Schlöge bekommen haben.

Der Vater: Glaube nicht, daß sich einer schlagen läßt, ohne sich zu wehren.

Der Sohn: Ich wehre mich immer.

Der Vater: Siehst du! Und wo einer schlägt und der andere sich wehrt, gibt es auf beiden Seiten Beuten.

Der Sohn: Das macht nichts.

Der Vater: Sogar das nicht! Es tut dir doch weh, wenn dich einer schlägt.

Der Sohn: Ja. Aber dann schlage ich eben zurück.

Der Vater: Dem anderen tut es auch weh.

Der Sohn: Er hat mir ja auch weh getan.

Der Vater: Also tut es euch beiden weh. Was habt ihr davon? Nichts. Warum habt ihr es dann gemacht?

Der Sohn: Aber wenn der andere mich zuerst schlägt?

Der Vater: Und wenn du ihn zuerst schlägst? Du willst doch gewiß dem anderen zuvorkommen.

Der Sohn: Freilich. Ich bin immer der Raschere.

Der Vater: Also wird sich der andere gegen dich wehren. Und es ist dasselbe. Denn es kommt nicht darauf an, wer zuerst hinschlägt, sondern daß ihr euch überhaupt verhalten wollt.

Der Sohn: Also du willst nicht, daß wir uns verhalten.

Der Vater: Macht es dir soviel Spaß, Prügel auszugeben und Prügel zu bekommen?

Der Sohn: Nein, das macht mir keinen Spaß. Aber muß ich denn Prügel bekommen?

Der Vater: Ja. Weil der andere sich gegen dich wehren wird, wie du dich gegen ihn wehren würdest.

Der Sohn: Dann werden wir eben mit dem Müller seinen Kapselrevolver schießen. Das tut nicht weh.

Der Vater: Warum willst du schießen?

Der Sohn: Im Krieg muß doch geschossen werden. Du hast doch auch geschossen, Vater?

Der Vater: Ja. Ich habe geschossen.

Der Sohn: Gab es im Krieg viele Verwundete?

Der Vater: Sehr, sehr viele.

Der Sohn: Und Tote auch?

Der Vater: Sehr, sehr viele.

Der Sohn: Vater, was ist das eigentlich, tot?

Der Vater: Tot ist, wenn du nicht mehr lebst. Du kannst, wenn du tot bist, nicht mehr laufen, essen, trinken, du siehst keine Eltern, Geschwister und Freunde mehr.

Der Sohn: Vater, ich will nicht tot sein. Ich will leben.

Der Vater: Aber im Kriege mußt du Menschen töten.

Der Sohn: Und wenn der andere stärker ist als ich?

Der Vater: Dann tötet er dich.

Der Sohn: Dann bist ich ja tot?!

Der Vater: Dann bist du tot.

Der Sohn: Und dann kann ich nicht mehr laufen, essen und trinken, und dann sehe ich keine Eltern mehr und keine Geschwister und Freunde?

Der Vater: Nein. Denn du bist tot.

Der Sohn: Aber muß man denn im Krieg sterben? Du lebst doch auch, Vater?

Der Vater: Das ist Zufall. Denn jeder, der in den Krieg geht, weiß, daß er sterben kann.

Der Sohn: Das ist gar nicht schön.

Der Vater: Es gibt aber im Krieg noch viel häßlicheres als Sterben.

Der Sohn: Sterben ist das Schlimmste.

Der Vater: Höre: Wenn du abends müde bist, gehst du zu Bett. Wenn es Winter und draußen sehr kalt ist, schlüpfst du rasch unter die Decke. Dann ist dir warm und wohl. Im Kriege gibt es keine Betten.

Der Sohn: Wo schläft man denn da?

Der Vater: Auf der nackten Erde.

Der Sohn: Da ist doch hart zu liegen.

Der Vater: Sehr hart.

Der Sohn: Und schmutzig ist es doch auch.

Der Vater: Sehr schmutzig.

Der Sohn: Und im Winter ist es doch im Freien kalt. Wenn es einen dann friert, was macht man da?

Der Vater: Nichts. Man muß frieren.

Der Sohn: Frieren ist schrecklich.

Der Vater: Höre weiter: Wenn es dich hungrig, verlangtst du zu essen. Und wenn du Durst hast, trinkst du. Aber wenn man im Kriege Hunger hat, kann man nicht immer essen, und wenn man Durst hat, nicht immer trinken.

Der Sohn: Muß man dann Hunger und Durst leiden?

Der Vater: Dann mußt du Hunger und Durst leiden.

Der Sohn: Aber warum muß man Hunger und Durst leiden?

Der Vater: Weil es nichts zu essen und zu trinken gibt.

Der Sohn: Vater, ich will nicht tot sein. Ich will leben.

Der Vater: Aber im Kriege mußt du Menschen töten.

Der Sohn: Und wenn der andere stärker ist als ich?

Der Vater: Dann tötet er dich.

Der Sohn: Dann bist ich ja tot?!

Der Vater: Dann bist du tot.

Der Sohn: Und dann kann ich nicht mehr laufen, essen und trinken, und dann sehe ich keine Eltern mehr und keine Geschwister und Freunde?

Der Vater: Nein. Denn du bist tot.

Der Sohn: Aber muß man denn im Krieg sterben? Du lebst doch auch, Vater?

Der Vater: Das ist Zufall. Denn jeder, der in den Krieg geht, weiß, daß er sterben kann.

Der Sohn: Das ist gar nicht schön.

Der Vater: Es gibt aber im Krieg noch viel häßlicheres als Sterben.

Der Sohn: Sterben ist das Schlimmste.

Der Vater: Höre: Wenn du abends müde bist, gehst du zu Bett. Wenn es Winter und draußen sehr kalt ist, schlüpfst du rasch unter die Decke. Dann ist dir warm und wohl. Im Kriege gibt es keine Betten.

Der Sohn: Wo schläft man denn da?

Der Vater: Auf der nackten Erde.

Der Sohn: Da ist doch hart zu liegen.

Der Vater: Sehr hart.

Der Sohn: Und schmutzig ist es doch auch.

Der Vater: Sehr schmutzig.

Der Sohn: Und im Winter ist es doch im Freien kalt. Wenn es einen dann friert, was macht man da?

Der Vater: Nichts. Man muß frieren.

Der Sohn: Frieren ist schrecklich.

Der Vater: Höre weiter: Wenn es dich hungrig, verlangtst du zu essen. Und wenn du Durst hast, trinkst du. Aber wenn man im Kriege Hunger hat, kann man nicht immer essen, und wenn man Durst hat, nicht immer trinken.

Der Sohn: Vater, hast du auch Hunger und Durst gelitten?

Der Vater: Ja. Alle litten Hunger und Durst.

Der Sohn: Auch die Engländer und Franzosen?

Der Vater: Auch die Engländer und Franzosen.

Der Sohn: Ich hätte gemeint und gefrieren.

Der Vater: Aber niemand hätte dich gehört.

Der Sohn: Ich hätte solange geschrien, bis man mich doch gehört hätte.

Der Vater: Wir haben es alle getan.

Der Sohn: Und niemand hat euch gehört? Und niemand brachte euch Betten, Brot und Wasser?

Der Vater: Niemand.

Der Sohn: Vater, ist das wirklich so im Krieg?

Der Vater: Schmecken, Sterben, Kälte, Hunger und Durst: das ist der Krieg. Und wenn du und deine Kameraden Krieg spielen wollt, dann müßt ihr den wirklichen spielen, sonst ist es kein Krieg.

Der Sohn: Der Krieg, Vater, wie du es sagst, ist kein schönes Spiel.

Der Vater: Nein, das ist er nicht.

Der Sohn: Aber wir, ich und der Müller und die andern zwei, wir machen doch nur so...
Der Vater: Aber einmal werdet ihr dann wirklichen Krieg spielen müssen.

Der Sohn: Vater, ich geh' ganz einfach nicht in den Krieg.

Der Vater: Du wirst gehen müssen.

Der Sohn: Warum soll ich in den Krieg gehen müssen?

Der Vater: Weil man es von dir verlangen wird.

Der Sohn: Aber ich weiß doch gar nicht, warum ich gehen soll?

Der Vater: Warum willst du dann jetzt mit deinen Kameraden auf die Wiese gehen und sie schlagen und dich von ihnen schlagen lassen? Ist der Krieg nicht ein schmerzliches und häßliches Spiel? Und ihr wollt doch richtigen Krieg spielen, denn sonst ist es doch kein schönes Spiel? Oder willst du vielleicht nicht mehr?

Der Sohn: Du hast doch aber auch Krieg, den wirklichen Krieg spielen müssen.

Der Vater: Aber du mußt es nicht mehr, wenn du ihn wie ich und alle Menschen verachtest.

Friedrich Lichtnecker.

Der Krieg war langweilig!

In der Diskussion, die sich hier über das Problem entspannen hat, auf welche Weise und ob man überhaupt das Kriegserlebnis an die Kinder heranzubringen solle, hat über eines volle Einmütigkeit geherrscht: Daß das Ziel der Erziehung nur sein kann, in den Kindern Lust zu wecken, die den Krieg zu erleben, sie den Krieg hassen und verachten zu lehren. In dieser politischen Frage darf es unter Sozialisten Meinungsverschiedenheiten nicht geben, und gibt es sie wohl auch nicht. Die Zweifel sehen bei der pädagogischen Fragestellung ein, bei dem Problem, auf welchem Wege denn nun wohl das Ziel, über das Einigkeit herrscht, am besten erreicht werden könne.

Den Krieg verschweigen? Das geht ja nicht und ist hier auch verworfen worden. Man kann ein sechsjähriges, ein achtjähriges, zur Not ein zehnjähriges Kind von seiner Neugier über den Krieg ablenken. Später dringen die Kriegsprobleme durch tausend Schreie an das Kind heran und ein Ausweichen wird unmöglich. Also gesprochen werden muß. Sehr richtig ist hier darauf hingewiesen worden, daß die Schilderung des Krieges als eines menschenunwürdigen, schaurigen Wahnsinnes keineswegs mit Sicherheit die kindliche Seele mit Ekel vor ihm erfüllt. Nach den Erfahrungen, die ich mit meinem achtjährigen Mädchen in dieser Hinsicht gemacht habe, besteht wohl überhaupt zunächst wenig Reizung bei den Kindern, zu einem Werturteil über den Begriff Krieg zu kommen. Die Unterhaltung, die ich mit meiner Kleinen über den Krieg pflog, bewegte sich in ähnlichen Bahnen, wie sie hier schon beschrieben worden sind. Ich entdeckte keine Spur von Reizung, den Krieg stillschweigend einzurangieren, ihn abzulehnen oder für schön zu halten, sondern nur das Bestreben, seine Neugierigkeiten in Einklang mit den Neugierigkeiten des Alltags zu bringen, zu erkunden, wie während des Krieges geschlafen, gegessen, an die Arbeitsstelle gegangen worden ist.

Im übrigen ist es für uns Große ja fast nicht weniger schwer, sich ein Bild über die Details der Vorstellungswelt des Kindes zu machen, als für das Kind, sich die Vorstellungswelt von uns Großen zu veranschaulichen. Wir wissen, daß das Kind naiv ist, aber es dürfen nur sehr wenig väter Phantasie genug haben, um zu erfahren, welche Antwort ihr Kind ihnen etwa auf die Frage gibt: wie denkst du dir, daß der Krieg entstanden ist? Ich für mein Teil habe meinem Kinde diese Frage vorgelegt. Es sagte: „Einmal wird mit dem Geld gestänkert haben, da hat ihn der andere gehauen, da haben sich dann alle reingemischt.“ Auf diese Antwort war ich immerhin nicht gefaßt. Die glücklichere Methode, sich in die Totalität kindlicher Gefühlswelt zu begeben, scheint mir die Erinnerung an die eigene Kindheit zu sein.

Wie habe ich als Kind über den Krieg gedacht? Nicht gut, nicht böse, aber soweit doch instinctive Abwehrgefühle vorhanden waren, basierten sie, dessen erinnere ich mich mit großer Bestimmtheit, auf einem ganz bestimmten Sachverhalt. Mein Großvater mütterlicherseits war 1870/71 dabei gewesen und erzählte hin und wieder im Familientreffen von seinen Erlebnissen. Im allgemeinen haben seine Schilderungen auf mich wohl nicht allzuviel Eindruck gemacht, aber einmal erzählte er auch, daß er auf dem Vormarsch in irgendeinem Dorfe zum Abendbrot ein Stück Brot bekommen habe, das von Waden gewimmelt hätte. Von diesem Zeitpunkt an war der Begriff Krieg für mich unwiderstehlich mit dem Begriff des Ekel-

haften Essens verbunden und in einem wichtigen Teile seines Wesens entscheidend diskreditiert, denn es ist durchaus Kinderart, zu generalisieren: das einmalige Erlebnis mit dem System zu verwechseln.

Ich glaube, daß es darauf ankommt, den Kindern an konkreten und innerhalb ihres Erlebnis- und Verständnisbereiches liegenden Beispielen klarzumachen, daß der Krieg keineswegs ihren Idealen und Wünschen, einschließlich der abenteuerlichen Wünsche, entgegenkommt, sondern ihnen in allen möglichen Punkten widerspricht. Es wird deshalb gut sein, sich nicht an die Schauerlichkeit des Krieges zu klammern, um ihn vor der nachrückenden Generation in ein schlechtes Licht zu stellen. Diese Schauerlichkeit ist schwer zu beschreiben und soweit sie zu beschreiben ist, könnte sie, bei besonderer Veranlagung, die nicht einmal eine moralisch minderwertige zu sein braucht, nur neugierig machen. Aber der Krieg bestand ja nicht allein aus bestialischen Hinmorden. Er hatte noch andere Seiten. Kürzlich hat zu Ehren Norman Angells, dessen Antikriegsbuch „Die falsche Rechnung“ seinen zwanzigsten Geburtstag feierte, in London ein Bankett stattgefunden. Ein General schlug auf diesem Bankett dem Rißter Angell vor, ein neues Buch zu schreiben, das es unternähme, die Langweiligkeit des Krieges zu schildern. Kein schlechter Vorschlag!

Tatsächlich war der Krieg nicht nur grausig und entsetzlich, sondern, außerhalb der grausigen und entsetzlichen Episoden, auch mörderisch langweilig. Man schildere diese Langweiligkeit der Jugend. Man schildere ihr, wie unappetitlich es war, in verlauchten Ständen herumzuliegen, wie stumpfsinnig und un-abenteuerlich der wochenlange Aufenthalt in den engen Dreifloßkern, genannt Unterständen, sich gestaltete, wie miserabel die Kost war, wie blöde die Gespräche waren, die geführt wurden. Man mache den Kindern eine Vorstellung davon, daß Krieg nicht so sehr heißt kämpfen, als vielmehr: Mist fahren, Kartoffeln schälen, Zementfäcke schleppen, Latrinen bauen, Jauche pumpten, Stuben schrubbten, angeschnauzt werden, parieren müssen, Stiefel putzen, Jaden flicken, Fische knaden. Man kläre die Kinder darüber auf, daß Krieg mit Trappenspiel nichts zu tun hat. Trappenspiel ist ungleich amüsanter, edler, männlicher, abenteuerlicher. Beim Trappenspiel kommt es auf Muskelkraft, auf Tatkraft, auf Entschlußschnelligkeit an. Im Krieg spielt das alles eine untergeordnete Rolle. Der Soldat wartet, gehorcht und bedient sich der Tätigungsmaschinen. Irgendein Feindling und Schwächling, ein bebrilltes, brustkrankes Birnenmännchen hat in seinem Laboratorium ein entsetzliches Gas entdeckt: damit bringt er Tausende, Hunderttausende von schönen, großen, kräftigen, tapferen Männern um. Der Krieg hat alle Romantik verloren. Der Heroismus erübrigt sich.

Wir können, wenn es sein muß, dem Heidenbedürfnis der Kinder entgegenkommen. Früher, können wir sagen, war der Krieg was Feines: da war er Gerause, Gebalge, Gefampel, Landstreichstum. Aber heute ist er eine tödliche, hinterlistige Sache geworden, eine Angelegenheit der Finanzleute und der Wissenschaftler, ein wirtschaftliches Rechenexempel. Der Krieg besteht für die Kinder aus seinen Begleitumständen. Man verleihe ihnen diese Begleitumstände und man wird ihnen damit den Krieg selbst verleihe.

Hans Bauer.

Das neue Buch

Das neue Buch

Die Pflege deines Kindes

(5. Fortsetzung.)

„Was machen nun Sie?“ unterbrach ihn hastig Duval. „Gehen Sie nicht in den Hof?“

„Ja. Und fand den Russen, stark alkoholisiert, in einem erbärmlichen Zustande auf dem Boden liegen. Nachdem er zu Bewußtsein gebracht worden war, verhaftete ich ihn.“

Duval dankte und entließ den Schiffdetektiv. Marin, alle Farben spielend, protestierte energisch gegen die Beschuldigung. Wünschte die weitere Anwesenheit des Herrn, der ihn so bloßgestellt hatte, Bestand auf seiner Rechtfertigung. Man kam überein, in Abwesenheit des Schiffdetektivs weiter zu verhandeln.

Der Russe aber blieb. Blühte gleichgültig, stumpf, gelangweilt. Blühte zutriebe es in seinem Gesicht. Duval, ihm halb zugekehrt, fuhr herum. Das Gesicht des Russen hatte wieder den Ausdruck des Unbeteiligten angenommen. Duvals Blick ging von ihm zu Marin und wieder zurück. Eine atmehemmende Pause. Der Polizeichef sah mit schäudernder Genugtuung und Befriedigung die Nerven des Mannes zerrissen. Zerbröckelte absichtlich die quälende Pause. Ging auf Zermürbung aus. Als es ihm genug schien, machte er einen Schritt auf den Polizeigang zu, fragte ihn ruhig und gedämpft: „Sie kennen diesen Mann,“ wobei er auf den Russen zeigte, „persönlich?“

„Ich erkenne ihn nur nach dem Signalement“, beharrte Marin. „Ich bejähre jede Dienstverletzung und bitte Sie, den Herrn selbst danach zu fragen.“

„Nein, ich kenne diesen Herrn nicht“, sprach der Russe mit lauter Stimme. Sein erstes Wort seit seiner Verhaftung. Der Gesangsbediente sich eines guten, stehenden Französisch, das er mit slavischem Akzent sprach.

Marin triumphierte. Duval war ärgerlich. Sechs Augen blitzten und eröffneten ein Kreuzfeuer. Dazwischen Frage und Antwort, Rede und Gegenrede, geschickt gelegte Schlingen, die Duval den beiden warf. Aber der Polizeigang, der die Führung des Wortes übernommen hatte, entwickelte eine solche Sicherheit, daß es der Polizeichef bald aufgab, das Verhör fortzusetzen. Wer also hat gelogen? Der Detektiv vom Schiff, Marin oder der Russe? Duval blieb ratlos. Nachdem der Russe abgeführt worden war, mußte er sich bequemen, Marin eine Ehrenerklärung abzugeben. Gleichzeitig aber hat er ihn, von einer Rehabilitierung vor dem Detektiv abzusehen. Die Angelegenheit mußte ohne Aufsehen aus der Welt geschafft werden.

Der Ober ringelte und wand sich wie ein Wurm unter dieser Demütigung. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, nachdem sich jeder Verdacht als haltlos erwiesen hatte. Das Ganze roch stark nach Abernauer. Also schüttelten sich die beiden Herren die Hände und begründeten den Fall. Auch der Russe mußte jetzt außer Haft gesetzt werden, da sich seine Papiere in Ordnung befanden. Duval glaubte einen Festgriff gefast zu haben und hatte danach gehandelt. Ueberzeugt jedoch davon war er nicht. Schließlich beschäftigten ihn andere Gedanken mehr als diese belanglose Botschaftenaffäre.

Marin war einer seiner tüchtigsten Leute. Das erschien ihm aber in diesem Augenblicke unwichtig. Dieser Mensch, sein Untergebener, war ihm seit wenigen Stunden in bedenkliche Nähe gerückt. Der Mann, an den er sonst achtlos vorüber sah, hatte eine Bedeutung bekommen. In Duval war ein Gefühl gegen Marin entstanden; ein unbändiger Haß, den er noch verborgen hielt; es war ihm eine Befriedigung und Genugtuung gewesen, als er ihn wie einen Verbrecher behandeln durfte. Er wollte Marin vernichten, denselben Marin, der ihm noch vor Stunden gleichgültig gewesen war. Sein erster Schlag war fehlgeschlagen. Er hatte sich sogar vor seinem Gegner ermiedrigen müssen. Kaute noch an dieser Schmach. Hielt aber Marin, der sich ernähren wollte, zurück. Legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, bat ihn, ihn in sein Privatbüro zu begleiten. Marin folgte dieser Einladung.

„Die Sache ist nun aus der Welt geschafft“, lächelte Duval. „Aber der Fall besteht noch wie vor.“ Marin sah, ohne mit den Wimpern zu zucken, Duval an, sah ihm mitten ins Gesicht.

„Wir sind allein, Monsieur Marin, und können uns privat unterhalten: Sie waren letzte Nacht im Restaurant „Kew“. Nicht ableugnen“, lächelte er. „Sie verließen mit Ihrer mysteriösen Gesellschaft das Lokal und kehrten dann allein zurück.“

Marin meißelte seine Nervosität.

Duval setzte fort: „Da ich mich nicht in Ihre Privatleben mischen darf, kann ich Ihnen auch keinen Vorwurf machen, daß Sie sich in diesem Restaurant aufhielten. Den Bericht an uns über den Mißverhalt Ihrer Exkursion haben Sie ordnungsgemäß erstattet. Es konnte Sie also nichts hindern, Ihr Vergnügen an diesem Abend und in dieser Nacht, wo und wie Sie es wünschten, anzuschauen.“ Er tappte behutsam und bedacht vor. Brauchte wie von ungefähr das Gespräch auf das Nachleben. Sie erinnerten sich an Paris. Unterhielten sich wie Bekannte, diese zwei ungleich gestellten Herren. Namen auf Schanthal zu sprechen, auf die Hochimaras, Bars, Hotels, Klubs, eating houses, auf die große internationale Gesellschaft und vor allem auf die Frauen. Duval hielt mit seinen Erfahrungen nicht zurück. Natürlich lenkte sich das Gespräch auf Dr. Reed, den populärsten Mann der Stadt. Wie unabsichtlich blätterte Duval in einer illustrierten Zeitschrift, die auf seinem Schreibtische lag. Hielt plötzlich inne, beugte sich zu Marin hinüber, wies auf ein Bild und sagte: „Das ist das jüngste, schönste und interessanteste Weib.“

Marin blieb starr. Duval musterte ihn scharf. Der Polizeigang konnte nichts antworten. Ihn schwindelte. Das Frauenbildnis verschwand vor seinen Augen, löste sich in Atome auf, trat wieder deutlich hervor, sah ihn an. Unter dem Bilde stand: Miss William Birch, die Tochter Mrs. Rachel Reeds aus erster Ehe. Das Bild fiel Marin aus der Hand. Duval bückte sich danach, sah von unten heraus in dessen verstörtes Gesicht, fragte: „Kennen auch Sie die junge Dame?“

Marin verneinte energisch. Das Gesicht des Polizeichefs war verändert. Jede Güte und Liebenswürdigkeit war aus ihm gewichen. Harlos starrte er auf den geringen Mann und durchbohrte ihn mit den Augen. Marin gab sich einen Ruck, wollte aufbrechen. Die Spannung löste sich in verzerrt grinsende Gesichter und feindselige Höflichkeit auf. Duval schien es für heute genug und so entließ er Marin mit bitter-süßer Freundlichkeit. Allein, besah er das Bild Miss William Birch, ging an den Schreibtisch, las aufmerksam den Bericht des Konfidenten, der gestern Nacht Marin vom Restaurant „Kew“ bis dorthin verfolgt hatte, wo er mit der jungen Frau in das Auto stieg. Eine eingehende Personalbeschreibung des Weibes.

Marin fuhr nach der Pension „Panama“ zurück. Mr. Bung betrachtete ihn mißtrauisch und forschend. Sein Gast gefiel ihm nicht. Er hätte gerne mehr gewußt. Schick ihm nach. Horchte an der Türe, wollte durch das Holz sehen. Kehrt nachdenklich zurück und überantwortete sich dem günstigen Zufall. Marin ließ die Kolladen herab, setzte sich an den Tisch, zog aus der Brusttasche zwei Briefe hervor, strich sie glatt und vertiefte sich in sie. Sie waren in russischer Sprache abgefaßt. Die er neben Englisch, ein wenig Japanisch ebenso Chinesisch und seiner Muttersprache genügend beherrschte.

„GPH.“
Man hat sich an die bezeichnete Person zu wenden und an die SRG. Von hier aus Direktiven erwarten und sich dem SRG. zu unterstellen.“

Darunter unterstellte Unterschriften. Marin verglich den Brief mit dem anderen, der lautete:

WAS DER TAG BRINGT.

Funkübertragung aus einem fahrenden Zug.

Der Wiener Sender beabsichtigt, ein Hörspiel „Wien-Salzburg“ zur Aufführung zu bringen, dessen Handlung in einem fahrenden D-Zug spielt. Die Übertragung wird nun tatsächlich aus dem von Wien nach Salzburg fahrenden Zug vorgenommen werden. Die unternommenen Versuche haben sowohl die Möglichkeit hierzu als auch ganz neuartige daraus resultierende Regiemomente ergeben.

Zementtransport durch Druckluft.

Beim Bau einer Brücke über den Allgöhang wurde es notwendig, von der Eisenbahnstation Zement auf die andere Flußseite zu befördern. Die Ingenieure legten eine 230 Meter lange Röhre von 7,5 Zentimeter Durchmesser über den Fluß und drückten den Zementstaub mit Druckluft zur Mischmaschine auf dem anderen Flußufer.

Der Tod des reichsten Australiers.

Der Bergwerksbesitzer John Brown, der jetzt in New Castle in New-Süd-Wales im Alter von 78 Jahren gestorben ist, galt für den reichsten Mann in Australien. Er wanderte als Knabe aus Schottland aus und begann seine Laufbahn als Pferdeschmied in einem Bergwerk; er wußte sich so herauszuarbeiten, daß er schließlich einige der größten Kohlenbergwerke in Australien besaß. Seine Hauptverdienquelle war das Halten von Rennpferden; er besaß 500 ausgezeichnete Renner und gewann jedes bedeutendere Rennen in Australien, weigerte sich aber stets, die neuen Sprößlinge seiner berühmten Zucht zu verkaufen.

Der bereute Frauenkauf.

Ein seltsamer Handel, der in einem Zigeunerlager in der Nähe der französischen Stadt Charolles abgeschlossen wurde, hat eine ganze Zigeunerfamilie und das Einschreiten der Polizei zur Folge gehabt. Einer der Romaden, dem es die Frau eines anderen angehen hatte, wandte sich mit schöner Offenheit an diesen und suchte die Sache auf einem geschäftlichen Wege ins Reine zu bringen, der in zivilisierten Ländern sonst nicht mehr gangbar ist. Er bot nämlich dem Ehe-mann seiner Auserwählten die runde Summe von 100 Franken, wenn er ihm seine Frau mit allen Rechten abtreten würde. Der Gatte, der den wahren Wert des Kaufobjektes besser einschätzen wußte als der andere, der verliebt und daher blind war, erklärte sich mit dem Handel einverstanden und überreichte ihm sein Ehe-weib für die nicht ganz 17 M. Der stolze Bewerber der braun-häutigen Schönheit zog mit ihr ab und der Gatte gab dem glücklichen Paar seinen Segen von ganzem Herzen. Aber das Liebesidyll währte nicht lange. Schon nach wenigen Tagen war der Verliebte lurchbar ernüchtert, denn die Frau bereitete ihm durch ihre scharfe Zunge und ihre Zänkereien eine wahre Hölle auf Erden. Nun wollte er den Kauf rückgängig machen und erklärte, er sei das Opfer einer „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ geworden. Der frühere Ehemann aber wollte das Geschäft nicht rückgängig machen; es entstand ein heftiger Streit, bei dem sich schließlich der frühere Besitzer der Dame bereitwillig, die 100 Franken zurückzugeben, aber davon, daß er auch die Frau zurücknehmen müsse, wollte er durchaus nichts wissen. Die Mitglieder der beiden Familien gerieten in ein hand-

„Es ist mit Vorsicht vorzugehen. Neutrale Stellung nicht aufgeben. Keine Fühlungnahme mit den führenden Persönlichkeiten. Vollständige Isolierung. Leute unbehindert weiterarbeiten lassen; und demontieren wie immer.“

Marin sah lange und unbeweglich über den beiden Beteten. Grubelte vor sich hin. Ließ die Bilder der verflochtenen Nacht an sich vorüberziehen.

Dem Russen war er vom Hofen in das Restaurant „Kew“ gefolgt. Hatte ihn hier beobachtet. War ihm in den Hof nachgegangen. Hatte ihn schon gefaßt. Der arme Teufel aber war in einem jämmerlichen Zustande gewesen; total betrunken, fast übergeben, ohnmächtig. Er hatte mit ihm nichts anzufangen gewußt, ihn gestützt und aufrecht halten wollen. War es Zufall gewesen oder — er wußte es jetzt nicht mehr — plötzlich hatte er zwei Briefe in der Hand gehalten, die dem schon der Länge nach hingestreckten Patron gehörten. Hatte sie fiebernd erbrochen und gelesen. Da war etwas Sonderbares über ihn gekommen, hatte ihn erfasst und mit sich gerissen. Der Russe hatte regungslos am Boden gelegen. Die Briefe aber waren bereits in seiner Tasche. Er hatte sich weder mehr um den Betrunkenen noch um seine Pflicht gekümmert, war geflohen, wie ein Verbrecher geflohen . . .

Marin in Gedanken, schüchelte wieder durch das Unwetter der Nacht, erlebte sie — und das Weib . . .

Jetzt stieg er auf, durchließ seine beiden Zimmer. Sein Gehirn arbeitete wie ein Dynamo. Er war nicht müde, nicht schläfrig. War beweglich und wach wie noch nie. Beherrschte seine zahllosen Gedanken, bändigte und ordnete sie. Durchdachte, überlegte, bis er sich selbst wie ein klares, helles Kristall durchschaute.

Die beiden Briefe, von unbekannter Hand geschrieben, warfen einen grellen Lichtschein in das Dunkel, in dem sich Stadt und Menschen verborgen hielten. Erhellten das Düstere seltsamen Getriebes, legten Fäden bloß, die sich in jedes Gewinkel spannten, und ließen Unheil ahnen. (Fortsetzung folgt.)

Das neue Buch

Die Pflege deines Kindes

Mag Wollenweber: „Pflege und Ernährung deines Kindes richtig!“ (23 Seiten. Preis geb. 75 Pf. Verlag von Wilhelm Stollfuß in Bonn.)

Verfasser ist ein bekannter Kinderarzt und hat in leichtverständlicher Art alle wichtigen Fragen behandelt, die sich auf Ernährung, Pflege und auf das Impfen des Säuglings beziehen. Die wichtigste breite Aufklärung der Masse ist, beweist Verfasser dadurch, daß er die Statistik sprechen läßt. Von 100 Säuglingen sterben trotz aller Hygiene noch immer 20 im ersten Lebensjahre. Die Todesursache ist in 70 Proz. der Fälle Ernährungsstörung bzw. Verdauungsstörung. Die wichtigsten Forderungen sind: Stille dein Kind selbst! Gib von Anfang an dreistündlich Nahrung! Nähre dein Kind wenigstens 8 bis 10 Monate lang! Bade dein Kind täglich! Gib deinem Kinde von Anfang an reichlich Luft und Licht! Bewende nie den Schmelzer als Beruhigungsmittel! Wähle zum Impfen deines Kindes nicht die heißesten Tage!

Das Büchlein sollte in keinem Hause fehlen, in dem ein Säugling vorhanden ist. Dr. Otto Seeling.

gemenge, an dem sich bald das ganze Lager beteiligte. Messer wurden gezogen und verschiedene der Beteiligten wurden verwundet, darunter auch die Ursache der ganzen Schmach. Die Polizei mußte einschreiten und nahm sechs Verhaftungen vor.

Ein sonderbarer Einsiedler.

Bei Boudry in Savoien fanden Kinder am Fuß einer Felswand an der Kreuze die Leiche eines 80jährigen Mannes, der von einer Felsstufe abgestürzt war. Auf diesem Felsen hatte sich der Mann vor zwanzig Jahren eine kleine Hütte gebaut, in der er seitdem als Einsiedler fern von jedem Verkehr mit anderen Menschen lebte. Er hatte nur drei Ziegen und einige Hühner bei sich. Wenn sich jemand seiner Hütte näherte, schloß er sich entweder ein oder vertrieb den ungebetenen Gast mit Steinwürfen. Er war in den zwanzig Jahren seines Einsiedlerdaseins vollkommen gerumpelt und verkommen. Häufig sah man ihn abends am Rande der Felsen auf den Knien liegen, Bibelsprüche und Gebete herunterplappern. Mit der Bevölkerung konnte er sich nicht verständigen, da er kaum französisch sprach. Er stammte aus der deutschen Schweiz. Bei der Durchsuhung seiner Hütte machte man den sonderbaren Fund, daß der Einsiedler mehr als 12000 Franken bei sich aufbewahrte.

Ein Apfeltuchen von 60 Zentnern.

Anlässlich einer in Aldon im Staate New Jersey abgehaltenen Landwirtschaftsmesse haben die weiblichen Einwohner Aldons als Willkommengabe für die auswärtigen Gäste einen Apfeltuchen gebastet, der einen Durchmesser von 3,15 Meter, eine Dicke von 33 Zentimeter und ein Gewicht von 60 Zentner hatte. 44 Zentner Zepfel, 270 Kilogramm Mehl, 230 Kilogramm Zucker und 135 Kilogramm Fett mußten neben anderen Zutaten zu diesem Apfeltuchen herhalten. Ein Traktor wurde vorgespannt, um den Kuchen mit seiner Form über gekamerte Schienen in den für diesen Zweck besonders aus Beton geschaffenen Gasbojen zu bringen.

Flugzeug und Schiffswrack.

Schon heute benutzt man Flugzeuge häufig dazu, die genaue Lage von Schiffen, die an irgendeiner Klippe gestrandet sind, zu ermitteln und durch photographische Aufnahmen genau festzustellen, wieviel und welche Beschädigungen sie erlitten haben, und welche Möglichkeiten bestehen, die Wracks wieder flottzumachen. Hier ist man jetzt noch einen Schritt weitergegangen. Man hat in San Francisco Versuche gemacht, um sich über die Möglichkeiten zu ver-gewissern, die das Flugzeug bei den erforderlichen Rettungsmo-hnahmen als Hilfsmittel bieten kann. Diese kürzlich angestellten Ver-suche, die das Ergebnis ausgebreiteter Konferenzen des Küstenwächters und Luftschiffdienstes der Vereinigten Staaten darstellten, sollten be-sonders zeigen, ob zwischen dem in Rot befindlichen Schiff und dem Hafen durch Luft eine Verbindung herzustellen sei. Eine starke Stahltrasse, wie sie in der Schleppschiffahrt ver-wandt wird, wurde als das geeignete Material angesehen. Bei den Versuchen wurde das Kabel an einer vorher verabredeten Stelle abgeworfen und dann etwa sechs Kilometer weiterrückgeführt, wo es dann über ein Gerüst geworfen wurde, das den Mast eines Schiffes markierte. Die Stahltrasse wurde dann vom Flugzeug gelöst und war auf diese Weise mit dem Hafen verbunden.

Arbeitersportler auf der Bühne

Der Wettbewerb im Mercedes-Palast

Die beiden Taffaden, daß die Eintrittskarten für den Bühnenwettbewerb des Bezirks Neukölln-Brig der Freien Turnerschaft Groß-Berlin bereits seit Tagen ausverkauft waren und daß die Massen am Sonntag schon um 10 Uhr zum Mercedespalast gingen, frohden der Anfang auf 11 Uhr festgesetzt war, kennzeichnet besser als alles andere den äußeren Erfolg dieser in jedem Jahr schöner und vollkommener werdenden arbeitersportlichen Veranstaltung. Ein Orgelpreludium, in dem Moslow unserer Kampflieder verarbeitet waren, eröffnete die Veranstaltung. Und dann folgte, nur von einer kurzen Pause unterbrochen, in rühmender Regie ein Programm ab, das seinen Höhepunkt in der Darbietung: „Hallo, hier A. S. D. Neukölln“ fand.

Mag sein, daß die farbigen Lichter etwas zu viel waren. Mag sein, daß das tänzerische Moment das gymnastische überstrahlte und mitunter so verdeckte, daß man an ein schönes Revuebild gemahnt wurde, es ging doch von dieser großen Schar von Frauen, Mädchen und jungen Männern einen so unwiderstehlichen Reiz aus, daß man sich ihm willig hingab. Der Sinn für Rhythmus im Menschen ist Dhylin, ist der Wunsch, der Wille und vor allem auch das Können, die Absichten der Kunst auszudrücken. Und umgekehrt will Kunst das, was in der menschlichen Seele nach Ausdruck ruft, hervorlocken und begleiten. In diesem Sinn kam durch die Neuköllner eine wundervolle Einheit zustande, die die Preisrichter mit der höchsten Punktzahl, das hingekiffene Publikum mit einem Beifallssturm lohnte. Ganz vorzüglich waren auch die „Rigdorfer Mädels“, wie der FTGB, Neukölln-Brig seine große Darbietung genannt hatte. Eine sehr gut ausgewählte und zusammengestellte Schar schöner Arbeitermädchen, die mit sicherem Gefühl für Rhythmus und einem sehr weitgehenden reifen gymnastischen Können eine weit über dem Durchschnitt liegende Leistung boten. Spricht man davon, daß proletarischer Wille sich auch in Turnen, Sport und Gymnastik ausdrücken soll, so schloß die kleine Schar von Männern, Frauen und Mädchen der Luftwaffen Turnerstaffel, die noch vom vorigen Jahr in bester Erinnerung ist, den Vogel ab. Bemüht angewandte Energie, kraftvolles Schreiten, wirkungsvoll unterbrochen durch Entspannungen und einige sparsame tänzerische Gesten, damit wiesen die Luftwaffen im strengen Stil der Leipziger Bundeschule ins Ausland proletarischer Körperkultur. Von den wenigen nur von Männern besetzten Nummern überragte die außer Wettbewerb arbeitende Städtemannschaft zum Kunstturnen am Red. Hier war ungewöhnlich hohes turnerisches Können und vollendete Beherrschung der Technik. Die Männer-Darbietung der FTGB, Neukölln-Brig ließ in geordnet geballten Massen starke Momente einer proletarischen Massen-Körperkultur erkennen. Aber auch kleine Vereine, wie die Mahlower und Bernauer, zeigten ernstes und eindringliches Arbeiten. Allerliebst und eine freundliche Ueberraschung für alles Weibliche waren die

lebendigen Püppchen, die der FTGB, Wedding aus großen Schachteln auf die Bühne hüpfen ließ.

Alle Teilnehmer zeigten rühmendes Bemühen und oft, teils als einzelne, teils als Gesamtheit, bedeutendes Können. Die Begrüßungsworte, die der Kreisvorsitzende Reichert an die Erschienenen richtete, und die in dem Wunsch gipfelten, den Arbeitersport immer mehr zu fördern und immer stärker auszubauen, erhielten durch die ausgezeichnet vorbereitete und in allen Teilen wohlgeleitete Veranstaltung besonderen Nachdruck.

Das unten folgende Wertungsergebnis läßt leider nicht erkennen, daß auch die Vorführungen mit niedriger Punktzahl als gut zu bezeichnen sind. So waren z. B. die Leistungen der Lichtberger Frauen (über 25 Jahre!) in jeder Beziehung anzuerkennen. Der Bewegungssport zeigte Grundform und Aufbau unserer Langgymnastik. — Mühte die Leiterin auf der Bühne sichtbar sein? Die Vorführungsdauer war nicht einseitlich, wodurch die Vereine, die sich streng an die Ausschreibung hielten, im Nachteil waren. An die Leistungen der Vereine aus der Provinz muß unter Berücksichtigung ihrer Leistungsmöglichkeiten bei derartigen Vorführungen ein anderer Maßstab gesetzt werden. Daß außer den Lieblingstänzen des Kreises auch die Städtemannschaft zum Kunstturnen in Hamburg mitwirkte, war ein besonderer Genuß, und die Gruppenübungen (128 Zeiten) zum Drei-Städte-Kampf war für den „Nachmann“ eine wirkliche Freude. Das aus Berufsmännern bestehende Orchester hat unter Leitung seines Dirigenten Walter wesentlich zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen.

Ueberräuhigend war der Abschluß: über die Bühne hinweg in den Zuschauerraum hineinragend das packende Bild von etwa 300 Turnern und Sportlern beiderlei Geschlechts unter riesengroßen Fahnen und Bundeszeichen, dazu der von Orgel und vollem Orchester begleitete Massengesang der Internationale. Das war wirklich erhehend! Die gesamte Organisation, die in Händen des FTGB, Bezirks Neukölln-Brig lag, klappte vorzüglich. Das laute Verloben der Resultate mittelst großer Ziffern erleichterte auch dem weniger Gebildeten die schnelle zuverlässige Uebersicht.

Gewertet wurden: 1. Ausführung und Bühnenwirkung, 2. Körperbildender Wert, 3. Schwierigkeit. Es konnten also erreicht werden bis zu 60 Punkte oder als Gesamtergebnis 180 Punkte.

| Verein | Punkte | II | III | Gesamt |
|---------------------------------------|--------|----|-----|--------|
| FTGB, Wedding | 45 | — | — | 45 |
| FTGB, Bewegungssport | 42 | 42 | 35 | 119 |
| Luftwaffen Turnerstaffel | 43 | 39 | 34 | 116 |
| FTGB, Neukölln-Brig | 49 | 43 | 35 | 127 |
| FTGB, Spandau (Männer) | 38 | 35 | 38 | 111 |
| FTGB, Götzen (Jugendmädchen) | 48 | 47 | 49 | 144 |
| FTGB, Schöneberg | 48 | 48 | 46 | 142 |
| Mittlerer (Frauen) | 47 | 43 | 38 | 128 |
| FTGB, Neukölln-Brig (Männer) | 49 | 51 | 47 | 147 |
| M. I. B. Bernau (Turnerinnen) | 45 | 44 | 35 | 124 |
| M. I. B. Neukölln (Männer und Frauen) | 55 | 56 | 52 | 163 |
| FTGB, Wedding (Fr. u. Jugendm.) | 47 | 40 | 34 | 121 |
| FTGB, Oden (Jugendm.) | 50 | 46 | 45 | 141 |
| FTGB, Oden (Jugendm.) | 51 | 50 | 45 | 146 |
| FTGB, Neukölln-Brig | 52 | 51 | 50 | 153 |

DAB, je drei NSU, D-Rad, FR, je zwei Triumph, Victoria, je eine Peugeot, Standard, Tornag, Horag, Imperia; b) Große silberne Medaille: zwei Ardie; c) Kleine silberne Medaille: 1 Ardie; d) Bronzene Medaille: 1 NSU.

Handball

FTGB, gegen Schöneberg 6:2

Die Berliner Mannschaft der Freien Turnerschaft Groß-Berlin mußte mit einigen Ersatzen gegen den Arbeitersportverein Schöneberg antreten. Nach 15 Minuten Spielzeit konnte Schöneberg in Führung gehen, dem aber bald danach der Ausgleich folgte. 7 Minuten nach der Pause konnte die Vereinsmannschaft zum zweiten Tor einfinden, dem noch in gleichen Abständen vier weitere folgten. Einige Minuten vor Schluß vollführte Schöneberg einen schnellen Durchbruch mit einem weiteren Torerfolg, also dem zweiten. Die Schöneberger zeigten eine Ueberkombination und verdarben sich dadurch einige Chancen. Die Verteidigung arbeitete ebenfalls nicht gut, konnte doch der FTGB-Sturm fast alle Tore freistehend schießen, wovon die meisten von Linksaußen kamen. Die FTGB-Hintermannschaft war gut auf dem Posten, nützte die Ueberkombination Schönebergs aus und konnte dadurch die Angriffe gut abwehren. Schöneberg war zeitweise überlegener, konnte aber durch das enge Mittelfeldspiel nicht vorwärts kommen und hatte auch im Schießen viel Pech — das Tor war nicht groß genug!

FTGB-Rordring (Turner) und FTGB-Rosenthal standen sich im Wiederholungsstück gegenüber. Ein flottes Spiel, bei dem Rosenthal in der ersten Halbzeit überlegener war. Aber beide Mannschaften waren auf Sieg eingestellt, und spielten dadurch sehr nervös. Rechtsaußen von Rordring ließ viel abseits und unterband dadurch manchen Angriff. In der 20. Minute mußte Rosenthal Torhüter einen leichten Ball, der ihm durch die Fingern ging, zum ersten Tor für Rordring passieren lassen. Der Rosenthaler Halbkreis konnte dann kurz vor der Pause durch einen scharfen Schuß den Ausgleich herbeiführen. Vier Minuten nach der Pause gab Rordring den Ball von Rechtsaußen zum Mittelfürmer und dieser konnte freistehend zum zweiten Tor einfinden, etwas später ließ der linke Verteidiger Rosenthal zum Tor, um dort einzugreifen, ließ dadurch den Rechtsaußen von Rordring frei und nun konnte dieser ungehindert das dritte Tor schießen. Rordring konnte dann noch ein viertes Tor einfinden, während Rosenthal durch einen Schuß in die rechte obere Ecke das zweite Tor errang. Rosenthal war im Angriff, aber die beiden Schützen der Mannschaft verdarben durch ihr eigenwilliges Spiel viele Angriffe; Rosenthal hätte zur Halbzeit in Führung stehen müssen. Die Häuserreihe arbeitete in der ersten Halbzeit nur im Angriff und ließ dadurch die Verteidigung allein, während es in der zweiten Halbzeit umgekehrt war. — Rordring-Sportler 1 konnte gegen Sportverein Moabit 2 mit 8:1 (3:1) gewinnen.

Werbespieltag in Teltow

Der neue Bundesverein „Freie Turn- und Sportvereine Teltow“ trat am Sonntag mit einem Werbespieltag an die Öffentlichkeit. Der Teltower Verein, der in der kurzen Zeit seines Bestehens beachtliche Werberfolge aufzuweisen hat, kann trotz des miserablen Wetters mit der Wirkung seiner Veranstaltung zufrieden sein. Vier Handball- und ein Fußballspiel wurden für die Sache des Arbeiter-Turn- und Sportbundes. Die Spielergebnisse waren: Handball: Berlin 12 gegen Pantow 3:1 (2:0); Oberpreze gegen Teltow 3:0 (3:0); Zehlendorf gegen Trebbin 8:1 (3:0). Frauen: Henningsdorf gegen Berlin 12 3:0 (1:0). Fußball: Weihenstephan gegen Schöneberg 5:2.

5:1 Sieg der Chiswick Ladies

Einen sehr guten Eindruck hinterließ die englische Damen-Hockeymannschaft, die Chiswick Ladies, bei ihrem ersten Wettspiel auf deutschem Boden. Die englischen Gäste hatten am gestrigen Sonntag auf dem Sportplatz an der Haus die Damenmannschaft des Sport-Club Charlottenburg als Gegner. Erwartungsgemäß legten die Engländerinnen überlegen mit 5:1 Tore. Die Berlinerinnen waren um eine ganze Klasse schwächer, sowohl in der Stochtechnik wie auch in der Kombination. Die „Ladies“ legten zudem in der ersten Spielhälfte ein äußerst flottes Tempo vor, so daß die Berlinerinnen Müde hatten, die unaufhörlichen Angriffe abzuwehren. Bis zur Pause konnten die Gäste vier Tore vorlegen; nach dem Seitenwechsel begnügten sie sich damit, Hockey zu demonstrieren und legten die Kugel noch einmal ins Berliner Tor. Die Berlinerinnen, die zum Schluß mehr riskierten, kamen noch kurz vor dem Abpfiff zum Schrettreffer. Die Engländerinnen befinden sich bereits auf der Weiterreise nach Leipzig; Ostern kehren sie noch einmal nach Berlin zurück, um ein weiteres Spiel zu absolvieren.

Cambridge wieder Sieger

Das Wettrudern zwischen den Unioerfüaten Oxford und Cambridge begann am Sonnabend bei regnerischem Wetter. Hunderttausende Zuschauer säumten die Ufer der Themse. Die Verhältnisse

Berlin — Wittenberg — Berlin

Das Straßenrennen über 158 km

Bei der gestrigen Straßenfahrt Berlin—Wittenberg—Berlin (185 Kilometer) erwies es sich, daß derartige Wettbewerbe nicht mit Vorgaben durchgeführt werden können. Insgesamt fanden sich etwa 200 Fahrer am Start ein. 160 C-Fahrer erhielten vier Minuten Vorgabe vor den 20 Fahrern der B-Gruppe, die wieder um acht Minuten der aus 15 Mann starken bestehenden A-Gruppe voraus waren. Wegen dieser Gesamtvorgabe von zwölf Minuten konnte die zahlenmäßige kleine A-Gruppe nicht aufkommen. Auch die B-Fahrer wählten sich nur mäßig zu placieren. Ziel war das Wannseestadion, wo 20 C-Fahrer geschlossen eintrafen. Den Sieg errang im Spurt H. Biel (Berolna) in 4:22:30. Die Berliner Ortsgruppe der DRU, die die Straßenfahrt zur Durchführung brachte, veranstaltete anlässlich der Ankunft der Wittenberg-Fahrer einige Bahnrennen. Das 18-Kilometer-Mannschaftsrennen gewannen H. Werker-G. Passenheim, das Hauptfahren fiel an Sturiss, während sich F. Müller das Punktefahren sicherte.

Die für den gestrigen Sonntag geplanten Dirt-Track-Rennen auf der Olympiabahn fielen dem Regen zum Opfer. Die nächste Veranstaltung wird voraussichtlich am kommenden Donnerstag stattfinden.

Der erste Paddelsonntag

Beim Anpaddeln der „Freien Fallsbootsfahrer Berlin“ gleich der Bahnhofsoorplatz in Fürstenwalde nahezu einem Heerlager. 102 Boote waren am Start. Ein Werbrung für die Arbeitersportbewegung ging der Veranstaltung voraus. Im langen Zuge „per Kasse“ ging es durch die Straßen der alten märkischen Stadt zum Bootshaus der „Freien Wassersportvereine“; über-

all erregte der in der Stadt noch niegesehene Zug Erlaunen und Beifall. Dann wurden die Boote eingelegt und in langen Bierreihen gings sprechbarwärts. Das Arbeiterfallsbootsfahrer nicht nur Meister der Paddel, sondern auch des Balles sind, bewiesen die mehr oder weniger scharf ausgetragenen Kämpfe in Hand-, Faust- und Köcherball am Lagerplatz. Doch allzufröhlich ließ es, die Boote klarmachen; eine aufs beste verlaufene Radfahrer in Hangelsberg vereinigte noch einmal alle Teilnehmer und der schöne Sportsonntag war zu Ende.

Die Riesenprüfung beendet

Sechs Tage mit Motorrädern

Die vom Allgemeinen Deutschen Automobilklub auf dem Riburg ring zum ersten Male veranstaltete Prüfungsfahrt über 144 Stunden für serienmäßige, aus den Lagerbeständen entnommene Motorräder kam am Sonntag nachmittag zum Abschluß. Von 43 gestarteten Rädern beendeten 32 die Fahrt, 24 davon strafpunktfrei. Bestimmungsgemäß gelten aber auch alle diejenigen Fahrzeuge als erste Preisträger, die nicht mehr als 20 Strafpunkte erhalten haben.

In der letzten Nacht machte sich Regen, der sich während der ersten fünf Tage ferngehalten hatte, recht lärmend bemerkbar, trotz dem waren die Ausfälle gering. Das Halbfeder-NSU-Team wurde durch das Ausschleiden einer Maschine gesprengt. Doppelter Reifenschaden war die Ursache. Nach Beendigung der Fahrt wurden die Maschinen noch einer Zustandsprüfung unterzogen, die jedoch nur bei einer einzigen Maschine Anlaß zu Anständen gab. Alle anderen hatten tadellos durchgehalten. Das Endergebnis stellt sich nunmehr wie folgt: Mannschaftswertung: a) Große Goldene Medaille: Zwei Zündappmannschaften, je eine Mannschaft von DAB, FR, und D-Rad. Kleine Silberne Medaille: Ardie. Einzelwertung: a) Kleine Goldene Medaille: sechs Zündapp, vier

In der Schule

sieht sich kein Junge vor. Unsere Schulkleidung ist aus starkem Stoff, gut genäht und hält sehr lange. Für festliche Gelegenheiten empfehlen wir unseren Kieler Anzug.

Blusen-Anzug mit Reißverschluss aus farbigem Cheviot, 8 Jahre - - M. 28.-

Jacken-Anzug mit Kniehose aus gutem Cheviot mod. Farben, 10 Jahre M. 30.-

Sport-Anzug aus florrem Cheviot mit Knickerbocker, Gr. 38 - - M. 43.-

Kieler Anzug, stets beliebt aus reinwollnem blauen Cheviot, 6 Jahre - - M. 30.-

Joppen-Anzug, moderner Cheviot, ganz gefüttert Gr. 38 - - - - M. 33.-

Sakko-Anzug, zweireihig kariert modifarbig Cheviot, Gr. 38 - - M. 47.-

Leineweber

Das Haus das Jeden anzieht

BERLIN C KOLLNISCHER FISCHMARKT



